2

Der

Kinderfreund.

Ein

Lesebuch

zum Gebrauche
in Landschulen

von

Friedrich Eberhard von Rochow
Erbherrn auf Reckan rc. rc.

Für
einen Theil Oberdeutschlands
besonders
für Franken bearbeitet
von
Joh. Ferd. Schlez.

Zweyter Theil. Neue Auflage.

Nürnberg,
bey Ernst Christoph Grattenauer
1812.

Lateinisches Alphabet.

a. A. a. ä. æ.	o. O. o. ö. œ.
b. B. b.	p. P. p.
c. C. c.	q. Q. q.
d. D. d.	r. R. r.
e. E. e.	ſ. S. ſ. s. ſs.
f. F. f. ff.	t. T. t.
g. G. g.	u. U. u. ü. ue.
h. H. h. ch.	v. V. v.
i. I. i.	w. W. w. vv.
k. K. k. ck.	x. X. x.
l. L. l.	y. Y. y.
m. M. m.	z. Z. z. tz.
n. N. n.	

a. b. c. d. e. f. g. h. i. k. l. m. n.
o. p. q. r. ſ. s. t. u. v. w. x. y. z.

M, 1000. *D*, 500. *C*, 100. *L*, 50.
X, 10. *V*, 5. *I*, 1.

1. Ein Räthsel.

Es giebt ein Ding in der Welt, das kann Gutes thun und Böses unterlassen, *wenn es will*. Weil es aber gemeiniglich nicht *will*, so giebt es vor, es *könne* nicht. Wenn's ihm übel geht, dann klagt es. Wer ihm die Ursachen entdeckt, woher sein Uebel kommt, den mag es nicht leiden. Seiner Wohlfahrt Mittel sind ihm bekannt, und doch mag es sie nicht anwenden. Andere grosse Mühe scheut es nicht so sehr, als die geringere Bemühung, sich höchst glücklich zu machen. Und doch ist Glückseligkeit sein Wunsch, und beständiges Verlangen. 1 B. Mos. 4, 7. Sir. 15, 14—17. Matth. 23, 37. Jer. 10, 19. Joh. 8, 42—59. Matth. 11, 30.

2. Der Unverschämte.

Ein Herr hatte einem verarmten Unterthan sein Ackergut schuldenfrey gemacht, Sommer- und Win-

tersaat bestellt, ihm das nöthige Vieh, und alle Werkzeuge zur Arbeit tüchtig und neu gegeben, und dabey versprochen, in ausserordentlichen Fällen ihm seine Hülfe nicht zu versagen. — Wenn der Unterthan diese Mittel nun alle gebraucht, und fleißig gearbeitet hätte: so müßte nothwendig sein Wohlstand zugenommen haben. Das that er aber nicht. Er nahm das Seinige nicht in Acht, sondern war faul und liederlich. Als er nun hiedurch bald in Noth gerieth, gieng er zum Herrn und bat, daß er ihm doch, wie er versprochen hätte, helfen, oder ihn vor der Armuth schützen möchte. „Ich habe dir schon geholfen, „antwortete der Herr, als ich dir alle Mittel gab, „deinen Zustand zu verbessern. Du aber mußtest diese „Mittel anwenden und brauchen wollen. Ausserordentliche Unglücksfälle haben dich nicht betroffen. Das „aber habe ich nicht versprochen, daß ich auch täglich „für dich deine Berufsarbeit thun wolle; denn diese „konntest und mußtest du selber thun.“

So unverschämt, wie dieser Unterthan gegen seinen Herrn, handelt der Mensch gegen Gott, wenn er alles, was Gott ihm bereits gegeben, und seinetwegen schon gethan hat, weder achtet noch gebraucht; und dennoch stets bittet, daß Gott ihm doch seinen Geist geben, ihn fromm machen, oder ihn vor der Sünde, die er doch gern begeht, bewahren wolle. Luc. 8, 14.

3. Der Prediger und die Zuhörer.

An einem gewissen Orte war ein Prediger, in dessen Predigten die Zuhörer oft schliefen, weßwegen er denn fast in jeder Predigt seinen Unwillen bezeigte.

Die-

Dieser Prediger starb. Sein Nachfolger bemerkte die böse Gewohnheit mit Betrübniß. Er ließ die Schläfer zu sich kommen, und stellte ihnen die Unnützlichkeit, auch der besten Predigt, für nicht zuhörende oder gar schlafende Menschen, vor; ingleichen das böse Beyspiel, welches sie ihren Kindern damit gäben. „Ach, lieber Herr Pfarrer, antworteten die Leute, es „thut uns recht leid, daß wir schlafen; aber wir kön„nen es nicht lassen. Kaum sitzen wir eine Weile „da und wollen recht zuhören: so ist's, als wenn „uns etwas die Augen zudrückte.“ „Hört, lieben „Leute,“ sagte der Prediger, wenn ihr mir folgen „wollt, so sollt ihr der bösen Gewohnheit bald los „werden. Steht auf, so bald ihr Müdigkeit merkt, „und, wer da wacht, der wecke seinen einschlafen„den Nachbar.“ Sie folgten ihm, und keiner schlief fortan mehr in der Kirche.

Gott hat die menschliche Natur so eingerichtet, daß der Mensch dem Reitze zum Bösen widerstehen kann, und wer aus allen Kräften widersteht, dem wird Gott den Sieg nicht vorenthalten. Stand z. B. hier das Mittel wider eine böse Gewohnheit nicht völlig in des Menschen Macht?

Lehre, wie man's machen muß, des Bösen los zu werden, und das Gute zu thun: so wird dein Lehramt gesegnet seyn. 1 Cor. 6, 11. Tit. 2, 11. 12.

4. Die Zugvögel.

Wilhelms kleiner Sohn, Karl, kam einst zu seinem Vater, und sprach: „Ich habe heute schon unsere „Schwalbe gesehen, die immer an unserm Dache ni„stet, und so schön zwitschert.“

Vater. Sahest du auch, wie gestern Abends die Mücken spielten?

Karl. O ja; aber was hat das mit den Schwalben zu thun?

Vater. Sehr viel; denn die Mücken sind der Schwalben Nahrung.

Karl. Auch unser Storch auf der Scheune ist schon gekommen.

Vater. Dann werden auch gewiß Frösche genug da seyn! und die Ottern werden ihre Löcher in der Erde längst verlassen haben.

Karl. Kommen denn alle Thiere nicht eher, als bis ihre Nahrung da ist?

Vater. Nicht eher. Du weißt, mein Sohn, daß es vielerley wilde Vögel giebt. Einige darunter leben von Körnern und Gewürm zugleich; diese bleiben denn meist hier, wenn sie anders nicht von gar zu weicher Natur sind und die Kälte vertragen können. Andere leben blos von Gewürmern, und diese fliegen fast alle gegen den Winter von uns, und nach solchen Ländern hin, wo es wärmer bleibt, und also das Gewürm nicht nöthig hat, der Kälte wegen sich zu verkriechen.

Karl. Und dann kommen diese Vögel gegen den Frühling wieder, wenn sie merken, daß was zu essen für sie da ist?

Vater. Ja, wie du siehest, mein Sohn! Wer mag aber die Thiere das wohl gelehrt haben? Den Storch,

Storch, daß er sein Nest, und die Schwalbe, daß sie das Dach ihres freundlichen Wirths wieder finden?

Karl. Wer wollte sie das gelehrt haben, als der liebe Gott?

Vater. Recht, mein Sohn! Gott hat den Thieren so viel Gutes gegeben, wie sie als Thiere nur gebrauchten. Wenn du nun die Zugvögel wieder siehst, dann denke stets: „Gott trägt die Speisen auf, ehe „seine Gäste kommen. — Das muß ein lieber Gott „seyn, der so für alles sorgt! Auch für die Menschen „wird er gewiß ebenfalls gesorgt haben.“ Denn sieh, mein lieber Karl, auch für dich hatte Gott zuvor gesorgt, daß du Milch fandest, die dich nährte, da du bey deiner Geburt eben auch als ein fremder Gast ankamst, und keine andere Speise dich so gut nähren und erhalten konnte.

Was meynst du wohl, Karl, was wolltest du Gott für eine so große Wohlthat wohl geben?

Karl. Ich? — Ich habe nichts, das ich geben kann; aber ich will Gott lieb haben. 1 Joh. 4, 19.

5. Wohlseyn. Ein Gespräch.

Der Lehrer.

Gieb Acht, Karl, ich werde dir einen schönen Vers vorsagen:

Weisheit richtet unsern Sinn
Auf das wahre Wohlseyn hin,
Daß wir nicht des Zwecks verfehlen,
Oder Mittel unrecht wählen!

Karl. Lieber Lehrer, was heißt wahres Wohlseyn?

Lehrer. Wie ist dir, wenn du gesund bist?

Karl. Wohl, sehr wohl.

Lehrer. Und wie ist dir, wenn du deinen Aeltern Verdruß gemacht, oder dich mit deinen Geschwistern und Gespielen veruneinigt und gezankt, oder dir selbst durch Unmäßigkeit und Leichtsinn an deiner Gesundheit Schaden gethan hast?

Karl. Dann bin ich verdrüßlich und unlustig.

Lehrer. Was wird nun zum wahren Wohlseyn erfordert?

Karl. Daß ich durch meine Schuld weder krank noch verdrüßlich, sondern gesund und froh sey.

Lehrer. Recht! Doch wäre nicht Eins von beyden schon hinreichend zum wahren Wohlseyn? z. B. Wenn du gesund, aber verdrüßlich, oder zufrieden, aber krank wärest?

Karl. Nein, lieber Lehrer, beydes muß wohl beysammen seyn, wo ein wahres Wohlseyn ist. Aber was thut nun die Weisheit dazu?

Lehrer. Sie lehrt uns, sowohl das Beßte zum Zweck wählen, als auch die rechten Mittel kennen, wodurch wir den guten Zweck erlangen. Was ist denn wohl dein Hauptzweck?

Karl. Es soll mir zeitlich und ewig wohl gehen.

Lehrer. Ich werde sehen, ob es wahr ist, wenn ich die Mittel beobachte, deren du dich bedienst, um diesen Zweck zu erreichen.

Karl. Helfen Sie mir, lieber Lehrer, mit Ihrem Rathe, wenn ich die unrechten Mittel wählen sollte; und Gott wird mir ja auch helfen.

Lehrer. Von dieser Seite kannst du gewiß seyn, daß dir geholfen wird. Aber werden dir auch unsre Mittel gefallen? Wirst du nicht oft dein Ziel dir verrücken lassen?

Karl. Eben deßwegen will ich mich bemühen, recht verständig zu werden, damit ich nicht durch Irrthum und falschen Schein bethört, oder von Sinnlichkeit und böser Lust verleitet werde.

Lehrer. Thue das, mein lieber Karl, und wenn dir dann Weisheit noch mangelt: so bitte Gott, und du wirst sie erhalten. Sir. 6, 33. 37. Jac. 1, 5.

6. Die beyden Schulkinder.

Zwey Schulkinder fragten einander, was sie für ein Spiel spielen wollten. Karl, der der Aelteste, aber nicht der Klügste war, sprach: „Komm! wir wollen „auf's große Eis gehen, und glitschen (schleifen).“ Der kleine Wilhelm war klüger und sagte: „Karl, „dahin gehe ich nicht mit. — Es hat erst wenige Tage „gefroren. — Ich habe noch keinen großen Menschen „auf dem Eise gesehen, — Du kannst ins Wasser „fallen.“ — Doch Karl nahm seinen Anlauf. — Als er aber auf die Mitte kam, da brach das Eis,

er kam zu Schaden, und kaum ward er mit großer Mühe noch gerettet.

Karl war nun zwar auch belehrt, aber durch Schaden: Wilhelm hingegen (welches noch weit besser ist) wurde durch verständiges Nachdenken vor Schaden behütet. Sir. 6, 18. 33.

7. Das Kind und der Vater.

Ein Gespräch.

Das Kind:

Aber, lieber Vater, warum betet ihr immer, und warum beten wir nicht laut vor Tische, wie unsers Nachbars Fritze thut und die kleine Marie?

Der Vater. Kinder können noch nicht beten.

Kind. Warum nicht, lieber Vater? Seht nur, ich kann die Hände falten, und die Worte will ich schon auswendig lernen.

Vater. Das heißt nicht beten, mein lieber Karl!

Kind. Was heißt denn beten? O sagt mir's doch, lieber Vater! Ich will's so gerne wissen.

Vater. Beten heißt, mit Gott reden. Ihm für gegebene Wohlthat, oder für abgewendete Noth danken, ihm Gehorsam versprechen, und um fernern Beystand und Segen bitten. Das alles verstehst du nun nicht, also kannst du auch nicht beten.

Kind. Ja, das versteh ich wohl, und wenn ich nun sagte: Ich danke dir, lieber Gott, daß du mir's heute

heute so wohl schmecken lässest, laß mir's ferner wohl schmecken! wäre das kein Gebet, lieber Vater?

Vater. Du willst doch damit so viel sagen, als: Lieber Gott! meine Gesundheit, oder daß ich mit Lust essen kann, ist dein Geschenk, das hab ich von dir. Erhalte mich ferner gesund, lieber Gott!

Kind. Ja, lieber Vater, das meyn' ich damit, ich weiß es nur nicht gleich so recht zu geben.

Vater. Darauf kommt es nun eben am wenigsten an, mein Sohn! sondern darauf: ob man's auch recht meynt; ob man auch glaubt, daß z. B. die Gesundheit und alles Gute von Gott kommt, und daß man ihm billig dafür danken müsse. — Nur eins fehlt noch an deinem Gebete. —

Kind. O sagt mir's doch, lieber Vater! Ich wollte gar zu gerne beten können.

Vater. Das ist's: Du hast Gott in deinem Gebete nichts versprochen. Als du sagtest: Gesundheit hättest du von Gott — wenn dir doch dabey eingefallen wäre, wozu du dieses Geschenk, diese Gesundheit brauchen wolltest! Denn wer einem etwas schenkt, der will doch auch wohl, daß man das Geschenk gut anwende?

Kind. Gewiß, das hab' ich vergessen, lieber Vater! ich will also künftig so beten: Lieber Gott! ich danke dir für deine vielen — vielen Wohlthaten, und auch für meine Gesundheit. Gieb mir Verstand, daß ich sie gut gebrauche!

Vater. So ist es recht! Nun sehe ich, daß du beten kannst; und von nun an darfst du auch laut vor

Tische beten. Besinne dich nur allemal eine Weile vorher, ehe du betest, wofür du Gott danken, welchen Fehler du ihm abbitten, was du ihm versprechen, und was du von ihm bitten willst. Wenn du das nicht vergissest, und was du im Gebete Gott versprichst, auch hältst; dann wird Gott dein kindliches Gebet gewiß immer gnädig annehmen, und weil er so gerne wohl thut, dir stets mehr Gelegenheit, ihm zu danken, verschaffen. 1 Joh. 3, 21. 22.

8. Die Tugend ist eine lange Gewohnheit.

Wilhelm hatte seine Kinder so gewöhnt, daß sie stets nützlich beschäftigt seyn wollten, aber nicht stets bey einerley Arbeit.

Erst war die Schule: nach der Schule allerley eigentliche Arbeit, die nach ihren Jahren eingerichtet war: dann Erholungsstunden. Damit aber diese, (in welchen die Kinder gemeiniglich die Zeit mit zwecklosen Spielen verschwenden, oder auch, weil sie nichts bessers zu thun wissen, und doch nicht ohne Geschäft seyn wollen, oft wirklichen Schaden anrichten,) nicht ganz unnütz angewandt würden: so sprach der Vater oft mit ihnen über alles, was seinen Garten und Feldfrüchten schädlich war. Er lehrte sie mancherley schädliche Gewürme und ihre Nester entdecken: den Ackerwerren, Hamstern, Feldmäusen, Maulwürfen und Ratten nachstellen, und die nöthigen Fallen dazu verfertigen. Um dieses den Kindern noch mehr zur Lust zu machen, wurden Aecker und Wiesen ordentlich unter sie ausgetheilt; und ein jedes

gieng,

gieng, so oft es die Witterung, oder andere Geschäfte zuließen, mit allen nöthigen Werkzeugen gerüstet, auf diese Jagd. Wessen Obstbäume dann in einer bestimmten Zeit am reinsten von Raupen-Nestern, Moos und Wasserzweigen, wessen Wiesen am ebensten von Maulwurfshaufen waren, und wer die meisten getrockneten Köpfe von Mäusen, Ratten, Maulwürfen und Ackerwerren ꝛc. vorzeigen konnte, der ward durch ein kleines Geschenk belohnt, oder erhielt einen bessern Platz bey Tische.

Wilhelms Töchter hatten eine andere Anweisung, nützlich zu werden. Die Mutter hatte sie viele schädliche wildwachsende Pflanzen kennen gelehrt: von diesen reinigten sie, in ihren Erholungsstunden, Garten, Wiesen und Aecker, und zwar dergestalt, daß sie nicht etwa, wie gewöhnlich, das Kraut nur oben abpflückten, sondern sie gruben gleich, mit kleinen schmalen Grabscheiden, die ganzen Wurzeln und Pflanzen aus, und besäeten die Stellen mit gutem Saamen von guten Futterkräutern. Auch wußten sie, welche Kräuter, Blüthen und Wurzeln für Krankheiten, bey Menschen und Vieh, dienlich waren, so wie die rechte Zeit, sie zu sammeln. Wenn sie nun keine sitzende, oder häusliche Arbeit bey ihrer Mutter hatten: so waren sie doch schon als Kinder nützlich beschäftigt. Am Abend erzählte jedes Kind seine kleinen Begebenheiten des Tages, und holte dann über manchen zweifelhaften Fall den Rath seiner erfahrnen Aeltern ein.

Als nun auch einst davon geredet wurde, da sprach Wilhelms ältester Sohn, Karl: „Aber, lieber Vater! „bald wird unser Feld kein schädliches Thier oder Kraut „mehr haben. Was fangen wir dann an?

Vater.

Vater. Dann wollen wir unsre Nachbarn bitten, daß sie uns erlauben, ihnen auch auf diese Art nützlich zu werden.

Sohn. Ja, Vater! das wollen wir thun! Ich will auch gern nichts dafür haben, wenn ich mich nur ferner nützlich beschäftigen darf.

Nützlich kann man auf dreyerley Arten werden:

Die erste ist, Schaden verhüten;

Die zweyte, Gutes hervorbringen;

Die dritte, das Gute, das schon da ist, verbessern oder veredeln.

Die erste Art des Nützlichwerdens schickt sich nur eigentlich für Kinder. Sie sind meistentheils von Natur arbeitsam. Es kommt also nur darauf an, daß man sie eine Arbeit lehre, die sich für ihre Kräfte schickt, die etwas Angenehmes an sich hat, und der Welt Nutzen bringt; da sie ausserdem gar oft, vor langer Weile, nicht nur unnütze, sondern wohl auch schädliche Dinge treiben.

Kinder lassen sich zum Guten — gewöhnen! Spr. Sal. 22, 6.

9. Der Geschickte.

Martin hatte in der Jugend gelernt, mancherley Ackergeräthe zu machen, und wenn in langen Winterabenden die andern jungen Leute mit Schlafen, Müssiggang und Thorheiten die Zeit verdarben: so saß Martin

Martin und schnitzte allerhand nützliche Sachen. Auch hatte alles ein Geschicke, was er verfertigte, und man konnte sehr gut damit handthieren. Als er nun heyrathete, und seine eigene Wirthschaft führte, kam ihm diese Geschicklichkeit gar wohl zu statten. Bey ihm verdiente der Wagner kaum halb Geld. Den Büttner (Faßbinder) hatte er oft das ganze Jahr nicht nöthig, weil er selbst seine Fässer reinigte und mit frischen Reifen belegte, wenn sie schadhaft wurden. Wenn sonst etwas im Hause zu bessern war, so that er es in müßigen Stunden selbst, und ersparte dadurch alle Jahre wenigstens 30 fl., die seine Nachbarn baar hingeben mußten. Im ganzen Dorfe lobte man seine geschickte Hand, und viele Bauern und Taglöhner hielten ihre Kinder an, auch so nützliche Nebenarbeiten zu lernen.

Was der Kluge Gutes sieht,
Ahmt er nach mit Freuden,
Und die Fehler lernt er auch
An Exempeln meiden.

10. Aergernifs.

Klausens Kinder hatten von ihrem Vater und von ihrer Mutter nichts Gutes gesehen. Die Mutter war zanksüchtig und liederlich; der Vater oft betrunken, und trieb einen ordentlichen Handel mit gestohlnen, und andern unerlaubten Waaren, dabey denn seine arglistigen Anstalten (wovon seine Kinder oft Zeugen waren) es machten, dafs er niemals ertappt wurde. Sein drittes Wort war fast

im-

immer ein Fluch oder Schwur, und eine ganze Reihe von bösen Sprichwörtern, die nach seinem Sinne waren, führte er stets im Munde, als:

JEDER FUER SICH, GOTT FUER UNS ALLE!

GELD REGIERT DIE WELT.

UMSONST IST DER TOD!

HARTE ZEITEN, HARTE LEUTE!

WIEDERVERGELTEN IST KEINE SUENDE!

DUMME DIEBE WERDEN NUR GEHANGEN!

LUSTIG GELEBT UND SELIG GESTORBEN —

und wie die Thorheiten alle heissen.

Nun mochte der Lehrer und Prediger diesen Kindern noch so gute Lehren geben: das Beyspiel ihrer Aeltern, welches sie täglich hörten und sahen, wirkte viel mehr, und sie wurden schädliche Menschen. Klaus und seine Frau hatten also ihren Kindern eine Aergerniss gegeben, oder gemacht, dass die Kinder durch sie ärger wurden, als sie sonst wohl nicht geworden wären.

Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt. Matth. 18, 7.

11. Nächstenliebe.

Ein armer Reisender konnte im tiefen Schnee die Stadt nicht erreichen, sondern befand sich, als er, vor Müdigkeit und Kälte, am Wege sitzend, eingeschlafen war, in großer Gefahr, zu erfrieren. Zwey Bauern fuhren aus der Stadt nach Hause. Hans, der den ersten Wagen fuhr, sah den Schlafenden liegen. „Da liegt ein Mensch," rief er, „der ist entweder todt, oder betrunken." Christian, der den zweyten Wagen fuhr, hielt gleich stille, stieg ab, und versuchte lange, ob er ihn aufwecken könnte; fand aber keine Bewegung an ihm. „Komm, rief Hans, „laß ihn liegen! was geht er uns an? wir müssen „nach Hause." Nein, antwortete Christian, ich habe in der Schule gehört, daß, wenn ein Mensch auch schon erfroren ist, ein vernünftiger Arzt ihn dennoch oft retten könne. Hilf mir ihn auf meinen Wagen laden, ich will zurück nach der Stadt fahren und ihn zum Arzte bringen. „Das wäre mir eben recht;" antwortete Hans, „ich sitze hier einmal warm, und „sollte mir die Füße wieder kalt machen?" und damit fuhr er fort. Christian hob ihn also allein auf seinen Wagen, fuhr nach der Stadt zurück, und hatte die Freude, daß der verständige Arzt, zu dem er den Erfrornen brachte, ihn wieder herstellte.

Alle guten Menschen, als sie diese That erfuhren, liebten und lobten Christian, aber Hans ward, als ein Liebloser, verachtet.

Wer

Wer deiner Hülfe bedarf, der ist dein Nächster; dem sollst du helfen, wie du kannst. Luc. 10,29—37.

12. Der Menschenfreund.

So lange Wilhelm im Soldatenstande lebte, bewies er sonderlich dadurch seine Rechtschaffenheit, daß er sich der jungen Leute oder Rekruten annahm, die von Zeit zu Zeit eingestellt wurden. Er wußte wohl, wie leicht die Jugend verführt werden kann, und wie mancher liederliche Mensch nicht eher ruht, als bis er auch andere verführt hat. Darum war Wilhelm bemüht, zuerst das Vertrauen der jungen Leute dadurch zu gewinnen, daß er ihnen allerley Gefälligkeiten erwies. So zeigte er ihnen z. B. die Vortheile bey manchen von ihren Geschäften; wies ihnen Arbeit zu, damit sie sich etwas verdienen konnten: besuchte sie, und half ihnen ihr Zeug in Ordnung bringen. Mit diesem Betragen erwarb er sich denn bald ihre Gewogenheit. Nun aber nahmen sie auch gelegentlich gute Lehren willig von ihm an, und glaubten ihm, wenn er ihnen das Unglück des liederlichen Lebens schilderte, und es mit Beyspielen bewies, dagegen aber Rechtschaffenheit, Ordnung und Mäßigkeit als die einzigen Mittel anpries, das Beschwerliche des Lebens, und ihres Standes insbesondre zu ertragen und zu versüßen.

Als einstmals ein Soldat von denen tödtlich krank lag, deren er sich freundschaftlich angenommen hatte; so ließ dieser Wilhelmen rufen, dankte ihm mit rührenden Worten, und bekannte frey vor allen Umstehenden, daß er nächst Gott durch Wilhelms Freundschaft und gute Lehren, vor Lastern sey bewahrt geblieben. Dan. 12, 3.

13. Schick-

13. Schicksal.

Es war einmal eine Hochzeit nicht weit von einem Dorfe, auf dem dabey liegenden Weiler. Aus dem Dorfe war ein Bauer mit seiner Frau und zwey Kindern zum Hochzeitfeste eingeladen. Die Aeltern hatten es auch für sich und die Kinder zugesagt. Man kann denken, wie sehr sich die Kinder freueten auf den Schmaus, auf die bunten Kleider, auf die Musik, und was ihnen sonst noch angenehm dabey vorkam. Gegen Mittag aber, da sie eben zur Hochzeit gehen wollten, wurde der Mann sehr krank. Deßwegen mußte die Frau zu Hause bleiben, und ohne ihre Aeltern sollten die Kinder auch nicht auf das Hochzeitfest gehn. Da weinten die Kinder sehr, daß sie vergebens auf diese Lust gehofft hatten. Das eine Kind war gar so unwillig, daß es sagte: Warum mußte denn der Vater eben heute krank werden, da wir einmal eine Lust haben sollten? Aber hört, Kinder, was geschah! — Den Abend kam Feuer in dem Hochzeithause aus; und weil es von unten zu brennen anfieng, die Gäste aber oben waren, so kamen viele Leute auf der Treppe zu Schaden, oder wurden vor Schrecken hernach krank Da merkten die Aeltern, daß die Krankheit des Vaters, (der hernach dalb wieder besser ward,) welche sie verhindert hatte, auch dahin zu gehen, eine wohlthätige Schickung und Regierung Gottes gewesen sey, und lobten Gott dafür. Ihre Kinder aber belehrten sie an diesem Exempel: daß Gott auch bey zugeschickten Leiden die beßten Absichten habe, und daß, wenn wir oft nicht sogleich wissen, wozu das Leiden uns gut ist, wir doch hernach erfahren werden,

wie gut es unser himmlischer Vater mit uns meynt. Röm. 8, 28.

14. Schaden der Unwissenheit.

Ein armer Tagelöhner hatte einen Bruder in der Fremde, der war wohl zwanzig Jahre abwesend, und die Leute glaubten, er wäre todt, weil er sogar nichts von sich hören ließ. Einsimal kam ein Brief an den armen Tagelöhner, als er eben in der Stadt war. Weil dieser Mann aber selbst weder gedruckte, noch geschriebene Schrift lesen konnte: so gieng er mit dem Briefe zu seinem Wirthe, und bat, daß dieser ihm den Brief doch vorlesen möchte. Als der Wirth den Brief eine Weile stille durchgelesen hatte, sagte er zum Tagelöhner: „Hört! in dem Briefe steht: euer „Bruder in der Fremde wäre todt, und hätte euch „funfzig Thaler vermacht; aber ihr müßtet sogleich „kommen, und das Geld selbst abholen.“ „Herr Wirth,“ sagte der Tagelöhner, wo soll ich denn „hingehen, und das Geld abholen?“ Nach Amster„dam, über hundert Meilen von hier, sagte der Wirth, „da liegt euer Geld.“ Ey, sagte der Mann, „hundert Meilen hin, hundert her — das sind ja „wohl gar zweyhundert Meilen? — da kostete mich „die Reise und Versäumniß bey der nahen Aernte „fast mehr, als ich erben soll.“ „Hört,“ sprach der Wirth, „gebt mir den Brief, und verkauft mir euer „Recht daran für dreyßig Thaler: so könnt ihr hier „bleiben und ich will schon sehen, wie ich zum Scha„den komme. Aber ihr müßt keinem Menschen et„was von diesem Handel sagen. Wollt ihr das?“ Herzlich gern! antwortete der Tagelöhner. Nun hol-

te

te der Wirth und zählte die dreyßig Thaler auf. Der Tagelöhner dankte, nahm sie, und gieng vergnügt nach Hause. Aber nach vielen Jahren, als der Wirth, der indeß liederlich und arm geworden war, sterben sollte, da bekannte er mit großer Angst auf dem Todbette, wie er den armen Tagelöhner betrogen habe. Denn in dem Briefe hätte gestanden:

Wer diesen Brief in Amsterdam bey einem gewissen Mann vorzeigen würde, dem sollten zweytausend Thaler (und also sehr vielmal mehr, als der Wirth dem Tagelöhner gegeben hatte,) ausgezahlt werden."

welche er denn auch erhalten, aber liederlich durchgebracht hatte.

Unschätzbar ist der Werth der Schulen! Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, ist ein Hülfsmittel, zu aller wahren Weisheit zu gelangen, und viel Gutes zu kennen. Weish. 10, 8.

15. Vom Wesentlichen und Zufälligen.

In einer gewissen Stadt war ein lustiger Thorschreiber. Wenn die Bauern zu Markte fuhren, und oft wegen ihrer Menge lange halten mußten, dann scherzte er mit einigen, die er kannte, und verachtete gewöhnlich den Stand der Ackerleute.

Einst scherzte er auch so mit Wilhelm; da kam er aber unrecht an. Denn dieser forderte von ihm eine genaue Beschreibung, was denn ein Bauer eigentlich wäre? Der Thorschreiber sagte: „Ein Bauer ist grob, „dumm und faul, und wenn er nicht muß, so regt er „weder weder Hand, noch Fuß."

„Ihr irrt," sagte Wilhelm. „Ein Bauer ist ein „Mensch, der aus dem Landbaue und der Viehzucht „den größten Vortheil zu ziehen weiß; — der das „Vorrecht hat, bey seiner Arbeit am meisten gesund „und stark zu bleiben; — dem allein, unter allen „Ständen, die Kinder nicht zur Last sind; — dessen „beständige Betreibung seines Berufs die meisten wah„ren Reichthümer in den Staat bringt; — der die „Welt ernährt und auch dem Herrn Thorschreiber sein „Brod schafft, damit er noch länger leben, und spassen „kann. Seht, mein Freund! das soll und kann der Bauer „seyn. Grobheit steht ihm so wenig an, als dem Bür„ger in der Stadt, und gute Schullehrer und Aeltern „auf dem Dorfe suchen eben sowohl, als in Städten, „ihre Kinder klug, fleißig und höflich zu ziehen. Wenn „ihr also künftig wieder eine Beschreibung von einem „Dinge macht: so unterscheidet fein das Wesentliche „vom Zufälligen."

Da schämte sich der Thorschreiber, und gieng schweigend fort.

Zufällig ist das an einem Dinge, was daran seyn kann, aber eben nicht nothwendig seyn muß. Wesentlich hingegen dasjenige, ohne welches ein Ding nicht das, oder nicht so vollkommen ist, was es seyn soll. So ist z. B. in dieser Geschichte am Ackermanne keine nothwendige Eigenschaft, daß er grob, dumm und faul seyn müsse: obgleich, aus mancherley Ursachen, es sich oft ereignet, daß er es ist.

16. Vom

16. Vom Nutzen des richtigen Denkens beym Wein- und Ackerbau.

Wilhelm hatte einen verständigen Lehrer in der Schule gehabt. Anstatt die Kinder blos zum Auswendiglernen von Wörtern zu zwingen, die die Kinder nicht verstehen, weil sie ihnen nicht gehörig erklärt werden, oder Dinge bedeuten, die für ihre Jahre noch zu hoch sind, hatte dieser Lehrer mit Wilhelm und den übrigen Schulkindern über alles deutlich gesprochen, und die Kinder von Jugend auf zum Bemerken, Verstehen und Ueberlegen alles dessen, was sie sahen, hörten und thaten, und sonderlich dessen, was zu ihrem künftigen Berufe gehörte, gewöhnet. Von diesem verständigen Unterrichte hatte besonders Wilhelm großen Nutzen. Denn als er nach seines Vaters Tode das Ackergut erbte, da zeigte sich's an dem, was er that. Zwar hatte Wilhelm, so lange der Vater lebte, die Mängel der Wirthschaft auch wohl eingesehen, und wußte die Ursachen, warum sie nichts vor sich brachten, ganz genau. Auch wagte er's zuweilen, wenn der Vater über Mangel klagte, auf eine bescheidene Art es ihm vorzustellen. Aber der Vater ließ sich von der alten Wirthschaftsart nicht abbringen; und weil zu dem, was der Sohn vorschlug, vollends ein Vorschuß an baarem Gelde gehörte: so wollte der Vater, der weder lesen, schreiben, noch rechnen konnte, und nur auf's Gegenwärtige sah, nichts davon wissen.

Nun war aber Wilhelm frey, und säumte nicht, zu besserm Betrieb seiner Wirthschaft, die nöthigen

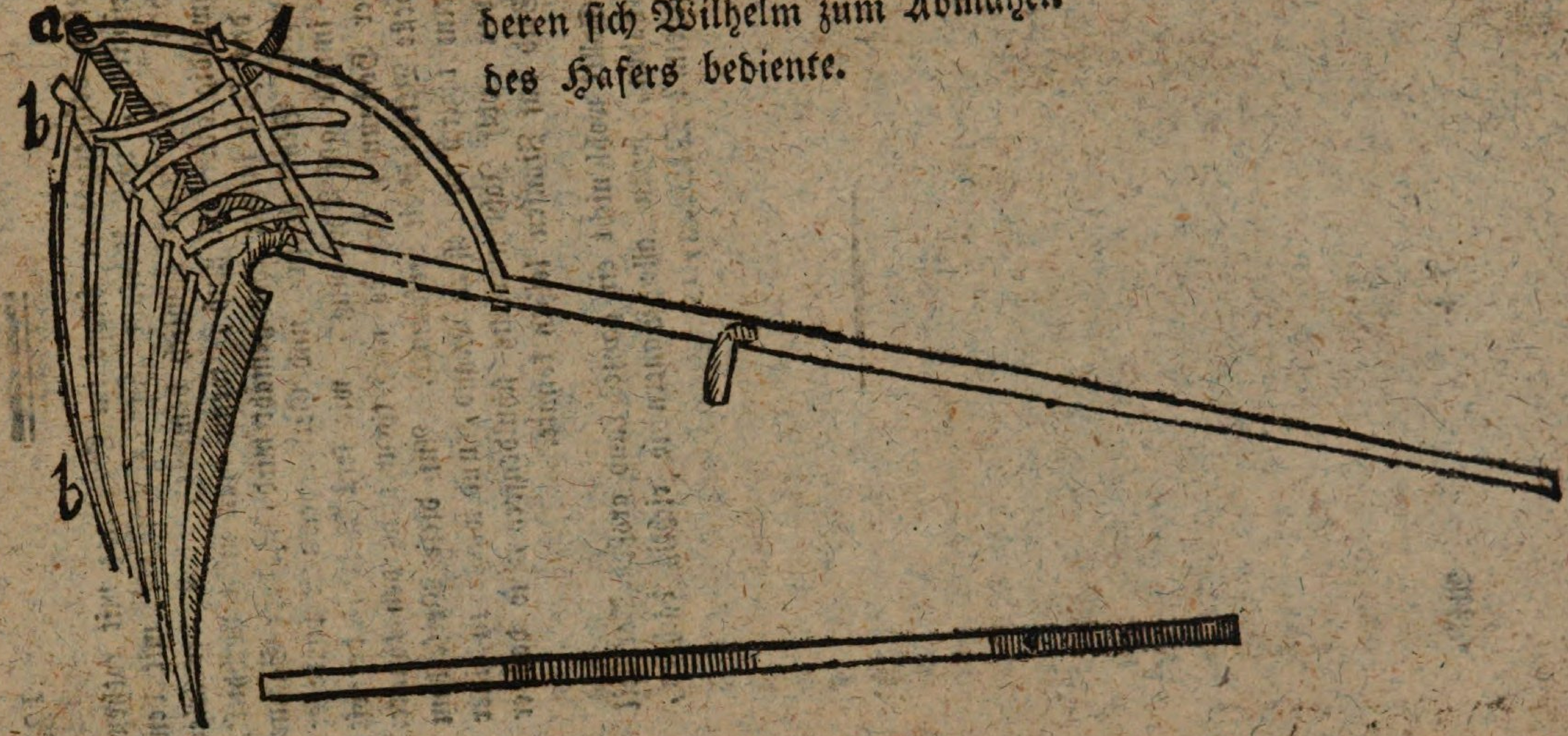
ihm wohlbekannten Mittel anzuwenden. So hatte z. B. sein Vater zu viel Weinberge, die er mit seinen Hausleuten nicht bestreiten konnte, und also durch Häcker mußte bauen lassen. Diese thaten oft ihre Arbeit schlecht, und kosteten eine Menge Geld. Ueberdieß waren verschiedene von seinen Weinbergen in schlechtem Zustande. Sein Vater ließ keinen frisch anlegen, weil er die Unkosten scheute: die Stöcke waren folglich nicht vollzählig, und die meisten trugen wenig und schlechte Trauben. Zum Glück waren einige davon zehndfrey, mit denen also Wilhelm machen durfte, was er wollte. Diese, weil sie ziemlich flach da lagen, räutete er sogleich aus, und besäete sie mit Monatsklee, weil er Futter brauchte, und weil dieß ihm noch so viel eintrug, als ein schlechter Weinberg. Die wenigen andern Weinberge legte er nach und nach frisch an, und zog in der Folge den Dransatz, den es kostete, wohl sechsfach heraus; denn von den wenigen Weinbergen bekam er mehr und weit bessern Most, als sein Vater, der wohl noch so viel hatte. Mit dem Vieh und der Mistsätte hielt er es gerade so, wie Georg, von dem im ersten Theile des Kinderfreunds (Numer 51.) steht. Nur ein einzigesmal mußte er Stroh kaufen; dann aber war es nicht mehr nöthig, weil seine Aecker selbst genug trugen. An den Seiten seiner Aecker, wo sie an Fuhrwege stießen, machte er Fußpfade von Feldsteinen, statt daß sein Vater nur Dornen hingesteckt hatte, die ihm weggerissen und gestohlen wurden, und oft nur machten, daß der Weg noch tiefer in den Acker hinein gebahnt wurde. Seinen Grasgarten und ein paar mittelmäßige Aecker besetzte er mit Weichseln, Zwetschgen und anderem Obste, woraus er jährlich 30 bis 40 fl. lösete. Seine

Wiesen

Wiesen besprengte er öfters im Frühlinge mit rothem Wiesenklee, und überfuhr ihn dann scharf mit dem Rechen. Er hatte nämlich bemerkt, daß der Klee nothwendig ausrosten muß, wenn man nicht nachhilft, weil das Heu immer eher gemäht wird, als der Saame reif wird. Beym Wein- und Getreidverkaufe paßte er nicht immer auf Theurung, wie sein Vater, der oft in der Hoffnung, daß es noch theurer werden könnte, die beste Verkaufszeit versäumte. Auf diese Weise kam Wilhelm täglich in bessern Stand, und wurde in einer Zeit von zwölf Jahren völlig schuldenfrey, so daß er nun Geld auf Zinnsen leihen konnte.

Sollte wohl nicht ein ganzes Land großen Vortheil davon haben, wenn alle Bauern so richtig dächten, als Wilhelm? Weish. 3, 15.

Abbildung einer Gestellsense, deren sich Wilhelm zum Abmähen des Hafers bediente.



17. Vom Nutzen des richtigen Denkens bey der Viehzucht.

Wilhelm hatte sich keine unverständige Frau genommen. Denn er dachte: „Was hilft's dir, wenn du „auch alles noch so gut machst, und deine Frau ist in „allen Stücken dem Guten zuwider, oder du kannst „sie nicht bedeuten?" Er konnte aus andern Dörfern viel reichere Mädchen heyrathen; aber er sprach: „Ich „will lieber ein ärmeres unter denen mir wählen, die „mit mir bey unserm Schulmeister in die Schule ge„gangen sind. — Was denen an Geld fehlt, das ha„ben sie an Verstand und Geschicklichkeit." Er hatte also ein Mädchen, Namens Maria, geheyrathet, mit der er sehr vergnügt lebte.

Als diese nun sahe, wie richtig der Mann dachte, und wie klug er es anfieng, auf eine rechtmäßige Art in bessere Umstände zu kommen, da dachte sie auch ihrer Seits darauf, wie sie Vortheil brächte, und weil sie rechnen konnte, so überrechnete sie bey jedem Entwurfe, den sie machte, Schaden und Vortheil genau.

Einstmals, da sie sich mit einander über ihre Wirthschaft berathschlagten, that Marie ihrem Manne unter andern den Vorschlag: alles, was sie in der Brache gewonnen, an Kraut, Erdäpfeln, Rüben rc. künftig nicht mehr zu verkaufen: sondern den Winter durch ihren Kühen zu geben, weil es doch nur spottwohlfeil, Milch und Butter aber theuer wären: so würde der Vortheil größer seyn. Das Vieh würde nämlich dabey fett werden, auch die Versäumniß des Verfahrens dieser Früchte gespart; und von besser genährtem Viehe

würden auch stärkere Kälber, und besserer und mehr Dünger erhalten werden können.

Wilhelm fand den Vorschlag seiner Frau so nützlich, daß er ihn billigte, und eine so verständige Frau täglich lieber gewann.

Sollte vielleicht dieses dem Lande nicht großen Vortheil bringen, wenn auch das weibliche Geschlecht zum richtigen Denken in Schulen mehr, als bisher, angeführt würde? Spr. Sal. 31, 10. 11. 26. 27. 31. Sir. 25, 11.

18. Die gute Schwester.

Als Maria mit Wilhelm einige Jahre verheyrathet war, da fand sie in ihrer Wirthschaft viel zu thun. Und weil auch ihre Kinder noch klein waren, so hatte sie von ihnen noch keine Hülfe, wohl aber manche Last; und allein auf das Gesinde konnte sie sich vollends nicht verlassen. Aber sie hatte noch eine jüngere Schwester, die hieß Luise. Diese, welche sie sehr liebte, sagte zu rechter Zeit ihren Dienst bey ihrer Herrschaft auf, kam zu Marien, und erbot sich, einige Jahre bey ihr zu bleiben, und, gegen ein geringes Geld zu den nöthigen Kleidungsstücken ihr in ihrem Hauswesen beyzustehen. Wilhelm und Maria nahmen dieses Anerbieten mit Freuden an. Durch diese Hülfe hatten sie nach und nach viel gewonnen. Nach einigen Jahren fand sich eine Gelegenheit, daß Luise heyrathen konnte. Da rechneten Wilhelm und Maria heimlich zusammen, was Luise indeß etwa würde verdient haben, wenn sie bey andern Leuten gedient hätte; und an ihrem Verlobungstage gaben sie ihr dieses und Hausgeräth zu ihrer Ausstattung. Sir. 25, 1. 2.

19. Auch an die Nachkommen muſs man denken.

Wenn Wilhelm einen Obſtſtamm belzte, ſo ſetzte er gemeiniglich einen Zweig von einem Borsdorferapfel darauf. Einſt beſuchte ihn ſein Nachbar Hans, fand ihn bey dieſer Arbeit, und tadelte ihn deswegen. „Ey, Gevatter, ſprach er, warum nehmt „ihr nicht lieber Pfropfreiſer von andern Aepfel„arten, die eher tragen? das könnt ihr noch erle„ben, aber die Borsdorfer tragen vielleicht in „zwanzig Jahren noch nicht recht viel Obſt.“

„Aber wenn dieſe denn doch endlich tra„gen,“ antwortete Wilhelm, „dann haben „auch meine Nachkommen auf lange Zeit deſto „reichlichern Vortheil.“

So wie es mit manchen Dingen in der lebloſen Natur beſchaffen iſt, ſo geht es auch mit guten Anſtalten und Einrichtungen. Sie müſſen daher natürlicher Weiſe immer ſeltner werden, je mehr die Menſchen ſich gewöhnen, nur aufs Gegenwärtige begierig zu ſehen, und an die Zukunft gar nicht zu denken. Denn gewöhnlich entſteht alles vorzüglich Gute langſam, und befriedigt nicht ſogleich in der erſten Zeit die Ungeduld unſerer Erwartungen und Wünſche; dauert aber, wenn es empor kommt, deſto länger, und belohnt dann reichlich den Fleiſs und die Hoffnung des Menſchenfreundes.

20. Die Kunst, ohne Reue fröhlich zu seyn.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandern, und ihm kam auch nicht Ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein oder Kaffee und Kuchen da seyn. — Er mußte im Spiele gewinnen, oder den besten Rock in der Gesellschaft anhaben. — Oder es mußte ein einfältiger Mensch gegenwärtig seyn, den er verspotten konnte. — Nur bey dergleichen Anlässen pflegte Karl zu lachen.

Einst gieng er über Feld zu Jemand zu Gast, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Vetter Karl vor einem milden Apfelbaume, der eben in voller Blüthe stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

„Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
„Auch mich, auch mich hat Gott gemacht;
„Bringt unserm Schöpfer Ehre!“

und weinte dabey vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie kannst du dich über einen „Baum so freuen?“ sagte Klaus mürrisch zu Karln, der ihn nun mit froher und wohlwollender Seele grüßte. „Ey, lieber Vetter, antwortete Karl, wenn „es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich Ar„mer welche hernehmen? Ich kann keine Freuden „bezahlen. Aber darum hab' ich Gott so lieb, daß er „auch für uns Arme Freuden bereitet hat; — denn „ich kann ohne Kosten und ohne Reue fröhlich seyn. „Aber es ist eine ordentliche Kunst.“ — „Nun was ist „das

„das für eine?" sprach Klaus. — „Da ist sie, wenn „du mich hören willst," antwortete Karl: „Ich sehe „Großes und Kleines, alles, was Gott gemacht hat, „recht an, und finde alle Tage etwas Neues und Schö„nes. Dann denke ich nach: warum, und wozu „dieses und jenes wohl da sey, oder wozu es wohl „nützen mag? Und wenn ich dabey der Weisheit des „Schöpfers zuweilen auf die Spur komme, dann kann „ich gleich mit meinen eigenen Worten beten; weil ich „von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes als„dann ganz durchdrungen bin. Und so geh' ich mit „Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter und „froh an meine Arbeit." — „Lebe wohl!" sprach Klaus, und gieng fort. 2 Kor. 13, 11. 1 Theff. 5, 16. 18.

21. Fragen eines Schulkindes an seinen Lehrer.

Das Schulkind.

Aber, lieber Lehrer, wenn ich nun keine Arbeit bekommen kann, wie soll ich denn dem Müßiggange entfliehen?

Der Lehrer. Wie vielerley Hauptarten der Arbeit mag es wohl geben?

Schulkind. Nun, ich denke, zweyerley: Kopf- und Handarbeiten.

Lehrer. Und der Handarbeiten — kannst du sie alle nennen?

Schulkind. Nein, es mögen sehr viele seyn.

Lehrer. Ob alle diejenigen, die bey den vielen Handarbeiten nöthig sind, lauter Meister seyn mögen?

Schul-

Schulkind. Nein, es giebt auch Gesellen und Lehrjungen.

Lehrer. Sonst hast du keine Gattung Menschen dabey bemerkt? Z. B. bey den Maurern? wie heißt der, der Sand, Kalk und Steine zuträgt?

Schulkind. Ein Handlanger.

Lehrer. Was wolltest du also thun, wenn du etwa mit dem Handwerke, welches du eigentlich gelernt hättest, für jetzt nichts verdienen könntest? Wolltest du lieber so lange müßig gehen, betteln, stehlen oder hungern?

Schulkind. Nein, ich wollte lieber als Handlanger um ein geringeres Geld arbeiten.

Lehrer. Du hast recht, mein Sohn! Es ist ein unvernünftiger Stolz, wenn ein Meister oder Geselle lieber müßig gehen, als eine geringere Arbeit verrichten will.

Schulkind. Aber wenn ich z. B. ein Maurer, Zimmermann, oder so ein Handwerker wäre: so könnt' ich ja im Winter weder auf dem Handwerke, noch als Handlanger arbeiten, weil diese Professionen im Winter nicht getrieben werden.

Lehrer. Ließe sich denn wohl kein Geschäft für den müßigen Winter ausfindig machen?

Schulkind. Freylich wohl, wenn man nur eines versteht.

Lehrer. Dazu gehört eine schlechte Kunst, wenn man nur Lust hat, so etwas zu lernen. In meinem Geburtsorte sind die meisten Leute in dem Stücke musterhaft und immer gewerbsam. Ein Maurer flicht den ganzen Winter durch warme Schuhe von Tuch-Enden und strickt auch dergleichen aus Wolle und Haaren.

Ein

Ein Tagelöhner macht stroherne Näpfe und Mehlkörbe. Sein Schwager, auch ein Tagelöhner, macht allerley Weidenkörbe, Rechen, Kochlöffel und dergleichen Dinge. Der Schäfer verfertigt schöne Tobacksköpfe, Löffel und Gabeln von Ahornholz, die er an vornehme Leute reissend verkauft, die dergleichen beym Salate führen. Die Weiber und Kinder stricken Handschuhe und Strümpfe auf dem Verkauf und färben sie selbst. Sogar in der Schule stricken die Mädchen und Jungen, wenn ihre Lection vorüber ist; dafür aber ist auch im ganzen Dorfe gute Nahrung, und kein Mensch untersteht sich, zu sagen, daß er keine Arbeit bekommen könne, weil man da das Sprichwort hat: wer keine Arbeit bekommen kann, muß sich selbst eine machen.

Schulkind. Ey, wenn das bey uns auch so wäre. Nun will ich aber gewiß solche Nebenarbeiten lernen, damit ich, wenn ich groß werde, mich besser ernähren und der Welt nützlich werden kann.

Lehrer. Handle nach diesem Vorsatze! Suche du Arbeit, wenn sie dich nicht sucht: so wirst du nicht allein niemals müßig gehen; sondern auch gewiß nicht leicht über Mangel an Arbeit zu klagen haben. Sir. 31, 27.

22. Der Sackbauer, der gerne Pächter seyn wollte.

Balthasar stand bey einem guten Herrn als Schloßbauer in Diensten. Er hatte reichlich Lohn, und konnte sich, Frau und Kinder ernähren, kleiden und erziehen. Aber er wollte durchaus pachten; nämlich wie er sagte, sein eigener Herr werden, und was vor sich bringen. Denn er mochte nicht gern gehorchen, war

war geitzig und eigensinnig, und glaubte alles besser zu wissen, wenn es gleich der Augenschein anders lehrte. Er zog also weg, und pachtete. Sein erworbenes Vermögen gieng gleich auf die erste Einrichtung hin; die Getreidpreise fielen; es kamen Dürre, Nässe, Schafsterben und schlechte Jahre nach einander. Und in sechs Jahren war er so verarmt, daß er den letzten Pachttermin schuldig blieb; darüber wurde er davon gejagt, und starb kläglich in der äussersten Armuth.

Man hat noch nie gehört, daß ein ehrlicher und geschickter Sackbauer verarmt wäre; aber wohl viele Pächter.

23. Die schlechte Hauswirthin aus Unreinlichkeit.

Balthasars Frau sollte aus dem Milchwesen den größten Vortheil ziehen, da sie nahe bey einer großen Stadt wohnte, wo Milch, Rahm und Butter sehr gut anzubringen waren, und man konnte ihr auch eben nicht vorwerfen, daß sie etwas davon verschwendete; denn auf ihrem eigenen Tische war nichts seltner, als Milch, Butter und Käse. Doch konnte sie wenig verkaufen, und die Kunden, welche der verstorbenen Bäuerinn auf ihrem Gute, alles reissend abgekauft hatten, verlohren sich nach und nach gänzlich. — Was war davon die Ursache? Keine andre, als daß Balthasars Frau äusserst unreinlich einhergieng, auch eben dieses an ihren Mägden und Kindern litte. Und wer in ihre Milchstube kam, der verlohr vollends allen Appetit in ihren Waaren.

Un-

Unreinlichkeit ist eine böse Gewohnheit: denn sie hat fast allemal Ungesundheit zur Folge, und sehr oft auch Armuth. Spr. Sal. 31, 25. 27.

24. Der Abwendigmacher.

„Warum bleibt ihr doch bey eurer Herrschaft?“ so sagte zu Fritzen ein neidischer Nachbar, den es verdroß, daß Fritz seinem Herrn so nützlich wurde, und der ihn deßhalb gern abwendig machen wollte. — „Ich habe „es euch schon oft angeboten, zieht zu mir! ich will „euch mehr Lohn und alle Jahre noch ein gutes Klei„dungsstück geben.“ — „Nein, mein Herr!“ antwortete Fritz, „alles, was an mir Gutes ist, das „hab' ich, nächst Gott, meiner Herrschaft zu danken. „Sie hat in meiner Jugend an meinen Unterricht viel „gewendet: es ist also billig, daß ich ihr auch wieder „Nutzen bringe. So lange mich also meine jetzige „Herrschaft behalten will, bleibe ich aus Dankbarkeit „bey ihr.“

Der Nachbar schämte sich, und gieng fort.

Was deines Nächsten ist, es sey Haus, Guth, oder Gesinde, kurz, alles, was sein ist, das sollst du nicht begehren an dich zu bringen, wider seinen Willen. 2. Mos. 20, 17.

25 Der Eigensinnige.

Von seinen Aeltern und in der Schule hatte Klaus eine schlechte Erziehung erhalten. Man hatte ihn niemals gewöhnt, andern Leuten etwas zu Gefallen zu thun, oder etwa zu denken: So wie du gern siehst, wenn dir deine Fehler vergeben werden, so vergieb auch

andern Leuten ihre Fehler; und so lange du nicht selbst vollkommen bist, so erzürne dich nicht so sehr über die Unvollkommenheiten der andern. Einer trage des andern Schwachheiten mit Geduld und Langmuth: so wird das Gebot Christi erfüllt rc. Kurz alles dieses that und dachte Klaus nicht. Er fuhr die Leute hart an, wollte alles besser wissen, und widersprach Jedermann. Mit seiner Frau zankte er beständig. Seine Dienstboten mußten mehrentheils nackend und blos von ihm laufen, und kein einziger Mensch mochte sein Freund seyn. Aber es war auch nichts als Fluch und Unsegen in seinem Hause. Seine Frau hatte sich krank geärgert und gegrämt; elende, sieche Kinder hatte sie geboren, die das Bild des Verdrußes, der beständig im Hause war, auf ihrem Gesichte trugen. Sehr oft ward Klaus bestohlen, oder hatte Processe, die ihm das meiste kosteten, weil er meistentheils Unrecht hatte. Er kam auf keinen grünen Zweig, und hinterließ seinen Kindern ein sehr geringes Erbgut.

Seyd freundlich und gefällig gegen Jedermann. Liebe, so wirst du auch geliebet werden! Sir. 4, 35.

26. Der große Zank aus kleinen Ursachen.

Zwey Tagelöhner-Familien wohnten zusammen in einer großen Stube, weil der Leute viel, und des Platzes wenig war.

Aus Unachtsamkeit hatte die Frau des einen den Stuhl der andern, der dem ihrigen ganz ähnlich war, genom-

genommen, um sich dessen beym Spinnen zu bedienen. Bald darauf kam die Eigenthümerinn des Stuhls in die Stube, fand diesen Irrthum und nun schalt sie jene Frau sofort eine Diebinn und schlechte Person. Jene verantwortete sich endlich, und so hätten sie sich bald gar geschlagen, wenn nicht ihre verständigen Männer dazu gekommen wären, und durch bessere Vorstellungen dem Zanke ein Ende gemacht hätten. Gal. 6, 1.

27. Der Todtschläger.

Ein Knabe ward von einem andern unversehens im Spiele mit dem Ball am Auge beschädigt. Ein Verwandter dieses Beschädigten gerieth darüber in den heftigsten Zorn, ergriff jenes Kind, welches das andere beschädigt hatte und sich gegen ihn unbescheiden verantwortete, bey den Haaren, und schlug und trat es so lange, bis es unter seinen Händen starb. Die Gerichte ließen ihn in's Gefängniß setzen, und ihm ward das Leben durch den Scharfrichter genommen. Denn wer einen Menschen vorsätzlich tödtet, ohne daß es ihm von der Obrigkeit befohlen wird, der muß andern zum warnenden Beyspiel wieder sterben, sonst wäre keiner seines Lebens sicher.

Hütet euch vor Zorn, und gebt auch andern nicht Gelegenheit dazu; denn aus Zorn kann Todtschlag entstehen, und du sollst nicht allein nicht tödten; sondern auch keinen Todtschlag veranlassen, oder Gelegenheit dazu geben. Matth. 5, 21. 22. Spr. Sal. 27, 5.

28. Das übel angewandte Sprichwort.

Ja, „unrecht Gut gedeihet nicht!" So sprach einst Hans zu seinem verständigen Nachbar Wilhelm, da diesem ein Stück Waitzen verhagelt war. Hans hatte vor kurzem durch einen Urtheilsspruch dieses Stück Acker, welches er in vorigen Zeiten pfandweise von Wilhelms Vater erhalten hatte, gegen die Erlegung des Pfandschillings, an Wilhelm wieder herausgeben müssen. Und weil er es, da es mehr werth war, als das Pfandgeld, gern behalten hätte: so hielt er das Urtheil für ungerecht. Aber Wilhelm antwortete ganz gelassen: „Lieber Nach„bar, wendet doch dieses gute Sprichwort nicht so übel „an! Ihr habt euer Geld erhalten, und ich den da„für verpfändeten Acker. Es ist also kein unrechtes „Gut, woran ich jetzt Schaden leide. Schaden ist oft „bey der Landwirthschaft, und Gottlob! daß ich diesen „Schaden ertragen kann!" Nicht immer wär, was man verliehrt, unrechtes Gut. Oft hingegen verdient das, was man behält, dessen man aber beym Besitze nicht froh wird, diesen Namen. Sir. 12, 7.

29. Ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Proceß.

Christoph und Gürge standen vor Gericht wegen eines Grasesflecks, der zwischen beyden streitig war. Gürge wollte den Grasefleck ganz allein haben, obgleich Christophs Vater schon, und Christoph selbst, darauf seit dreyßig Jahren mit gehütet, und mit gemähet hatten; denn Gürge hatte in seinen Briefschaften etwas gefunden, woraus es so halb und halb zu schließen war,

daß

daß vor Alters seinem Vorfahren der Grasefleck wohl mochte ganz allein gehört haben. Als sie nun ihre beyderseitigen Gründe dem Richter gemeldet hatten, und es jetzt an dem war, daß die Klage sollte übergeben werden; da fragte Christoph nach: wie viel es wohl an Kosten betragen könnte, bis die Sache zu Ende käme? Und da fand sich's, daß es beyden Theilen weit mehr kosten würde, als der Grasefleck werth wäre. Christoph bot also Gürgen einen Vergleich an, und forderte die Hälfte. Und Gürge bot ihm den dritten Theil des streitigen Orts. Als sich nun Christoph auch dieses gefallen ließ, so giengen sie als Freunde nach Hause, und jeder behielt sein Geld; die vermiedene Unruhe und den Verdruß ungerechnet. Col. 3, 13. 14.

30. Die Bienenzucht.

Ein Gespräch.

Kunz. Erzählt mir doch was Neues von eurer Reise nach Sachsen, Gevatter Wilhelm!

Wilhelm. Das Merkwürdigste war, daß die Leute ganze Tonnen Honig und Wachs zu Markte brachten.

Kunz. Was gilt denn eine solche Tonne Honig?

Wilhelm. So viel als ein guter Ochs, oder ein Grasepferd.

Kunz. Da mögen wohl auch viele Bienen dazu gehören?

Wilhelm. Bienen genug, aber wenig Stöcke, wer es nur versteht.

Kunz. O, Gevatter Wilhelm, wenn ihr es wißt, so laßt mich es doch auch wissen. Wie macht man es denn mit den Bienen?

Wilhelm. Das ist zu weitläuftig, zu sagen, ihr würdet es auch nicht behalten. Ihr müßt euch lieber ein gutes Buch von der Bienenzucht kaufen, daraus könnt ihr es lernen. So viel will ich euch aber sagen, daß es für uns Bauern am rathsamsten ist, keine eigenen Bienen zu halten, theils wegen der Raubbienen, theils auch deßwegen, weil viele nicht recht verstehen, wie man die Bienen behandeln soll, und manche wohl nicht ohne Lebensgefahr mit Bienen umgehen können, weil der Stich ihrer Natur zu sehr entgegen ist.

Kunz. Da habt ihr Recht, Gevatter, und besonders mit den Raubbienen. Die bösen Leute verderben doch überall das Spiel!

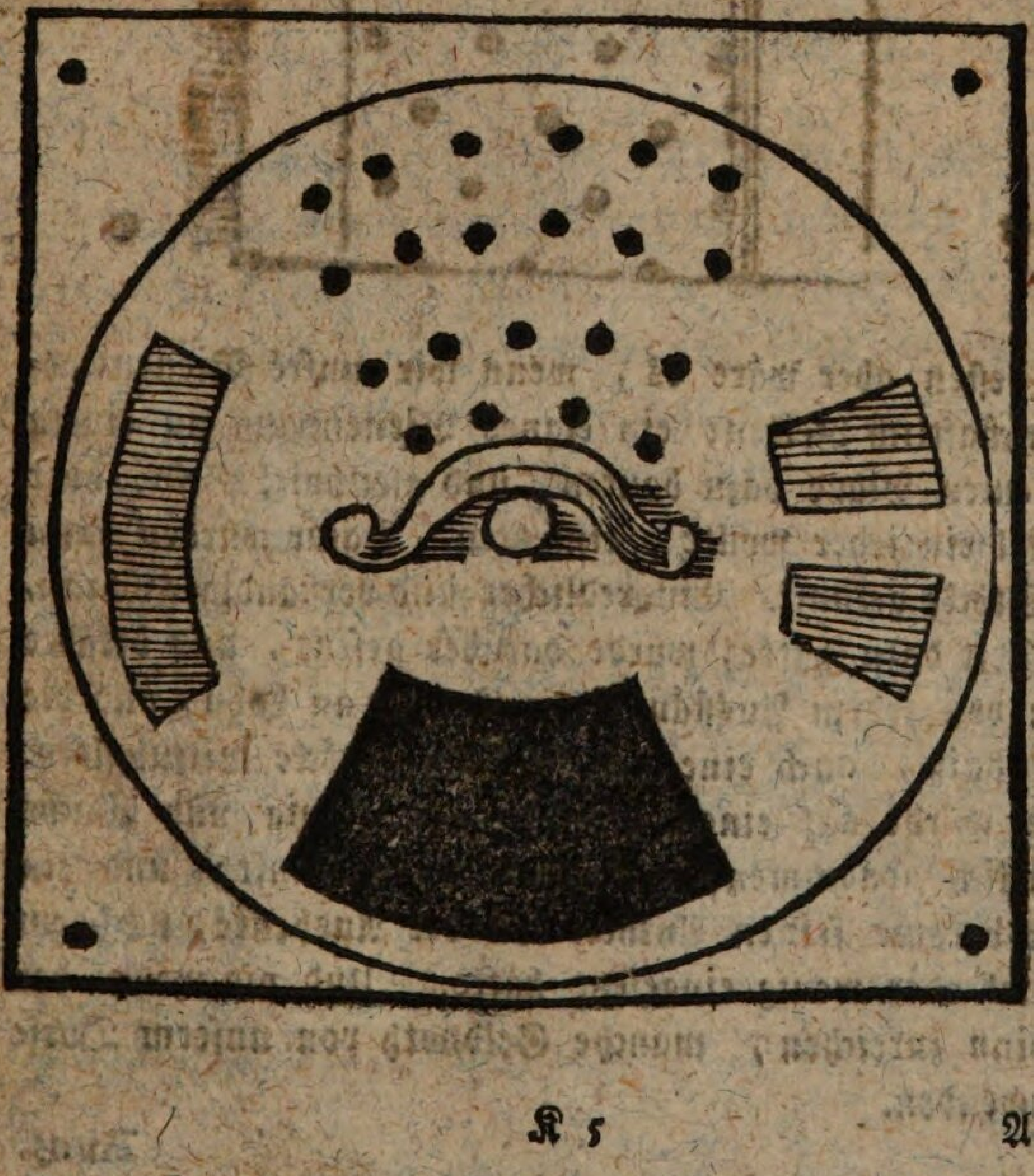
Wilhelm. Ich dachte, die Bienen thäten es, nicht die bösen Leute.

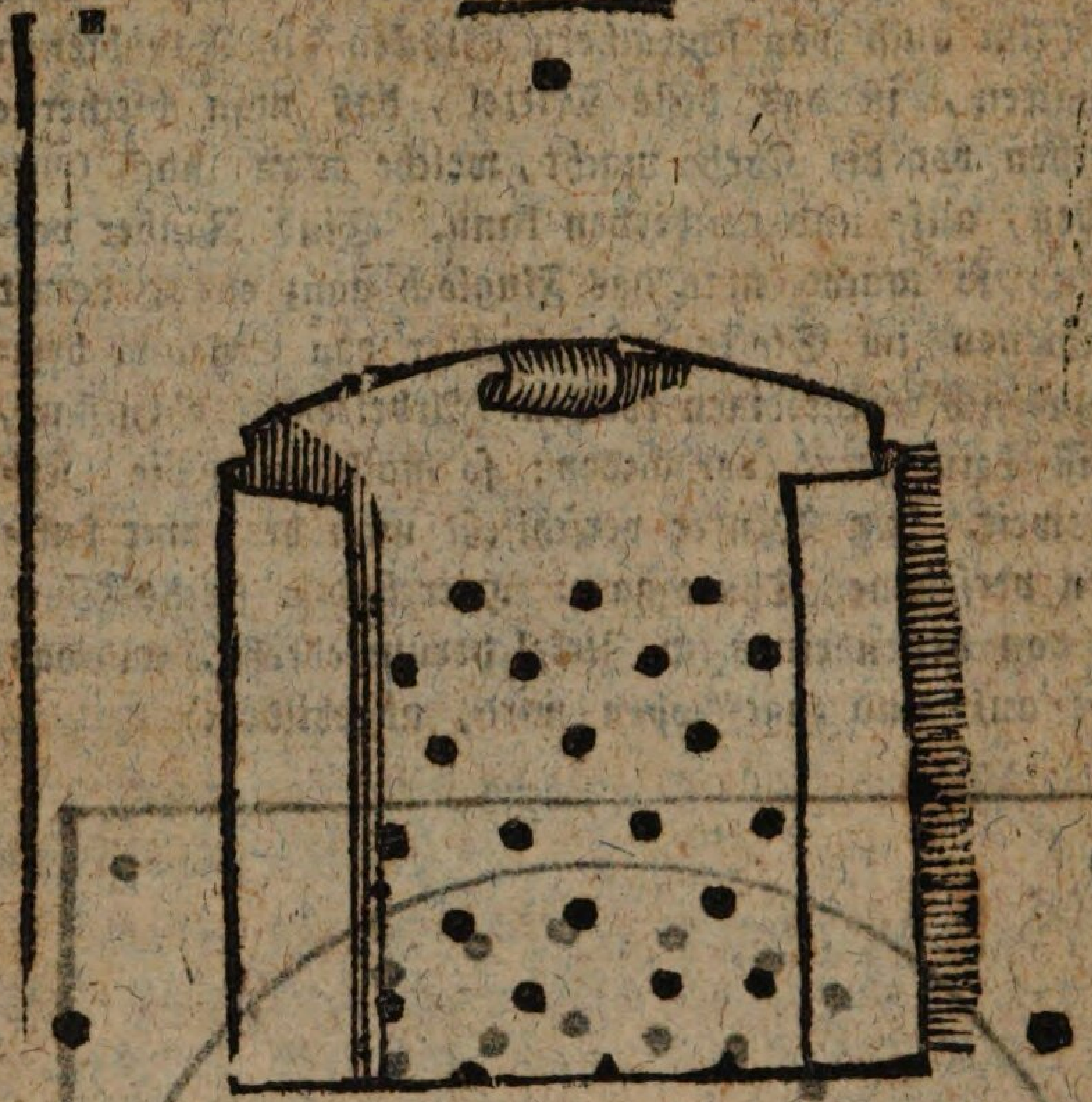
Kunz. Freylich wohl die Bienen; aber böse Leute geben ihnen Branntwein unter das Honig, oder was sie sonst dazu brauchen, damit die Bienen Räuber werden müssen.

Wilhelm. Glaubt doch das Ding nicht, Gevatter! Wild werden zwar die Bienen vom Branntwein; aber keine Räuber. Mich ärgert es daher allemal, wenn man den Mann, dem die Raubbienen gehören, wie einen Bösewicht verklagt. Fast alle guten und starken Bienen werden Räuber, so bald sie einen schwachen Stock antreffen, der seine Königinn verlohren hat, oder sonst krank und muthlos ist. Manchmal beraubt seinen Nachbarn der nächste Stock, der einem und eben demselben Herrn gehört. Ueberhaupt sind die Bienen ein räuberisches Volk, und greifen einander gar zu sehr an. Finden sie keinen starken Widerstand; so plündern sie rein aus; finden sie aber

Gegen-

Gegenwehr: so ziehen sie unverrichteter Sachen wieder ab. (Um auch von schwächern Stöcken die Raubbienen abzuhalten, ist das beste Mittel, daß man blecherne Thürchen vor die Körbe macht, welche man, nach Gutbefinden, auf- und zuschieben kann. Sind Räuber vorhanden: so macht man das Flugloch ganz enge, damit die Bienen im Stocke desto leichter den Eingang besetzen und sich vertheidigen können. Arbeiten sie eben stark, und ist kein Feind vorhanden: so macht man die Oeffnung weit. Im Winter verschließt man die, mit Luftlöchern versehene, Thüre ganz. Hier sind 2 solche Thürchen, von denen eines im Zirkel herumgedreht, und das andere auf- und zugeschoben wird, abgebildet:)





Am besten aber wäre es, wenn wir unsre Bienen gemeinschaftlich hielten; ein eignes Bienenhaus an einem bequemen Platze dazu bauten, und gleichviel Geld, oder so viel ein jeder wollte, einsetzten. Dafür würden dann die Stöcke gekauft. Ein redlicher und verständiger Mann, der Zeit dazu hätte, würde darüber gesetzt, und bekäme etwa von jedem Ausständer 15 Kreuzer an Lohn, und die Erlaubniß, auch eine gewisse Zahl Stöcke mitzuhalten. Nun würde auf einen gewissen Tag Honig und Wachs öffentlich genommen, gewogen und verkauft; und ein jeder bekäme seinen Antheil von der Ausbeute, nachdem er viel oder wenig eingesetzt hätte. Und oft würde der Gewinn zureichen, manche Geldnoth von unserm Dorfe abzuwenden.

Kunz.

Kunz. Ja ja Gevatter Wilhelm! dann müßten aber die Leute im Dorfe einig seyn; das geschieht nun und immer nicht!

Wie manches Gute könnten friedsame, verständige, und zu Einem Zweck verbundene Menschen geniessen! Wie manchen erlaubten Vortheil haben! Warum aber ist so wenig Einigkeit, zu guten Zwecken, unter den Leuten? Weil Neid und Mißtrauen ihre Gemüther erfüllt, Feindschaft herrscht, und gesunder Verstand so selten ist. Sir. 25, 1. 2. Röm. 16, 19.

31. Verachtung des gemeinen Beſsten bringt oft eigenen Schaden.

Es war einmal ein Dorf voll unverſtändiger böſer Bauern, die in Feindſchaft mit einander lebten. An ihrer Markung floſs ein Strom, der einſt überlief und den Damm durchbrach. Des einen Bauern Acker lag gerade bey dem Loche des Dammes, und litte groſsen Schaden. Er that ſein Möglichſtes, um das Loch im Damme zu ſtopfen. Aber es war für eine Familie zu viel Arbeit; und die andern wollten ihm nicht helfen, weil es ihnen noch keinen Schaden brachte, und keiner des andern Freund war, oder das gemeine Beſste ſuchte. Endlich ward das Loch ſo breit und tief, daſs der ganze Fluſs da hinaus ſtürzte, und über alle Aecker des Dorfes herfloſs. Da giengen beynah alle Aecker des ganzen Dorfes zu Grunde.

Hätten nun die thörichten Bauern einander bey Zeiten geholfen: so wäre ihr Schade nicht so groß geworden, und sie wären im Wohlstande geblieben.

32. Die bösen Drescher.

Ein Herr hatte ein Guth, worauf viele Tagelöhner wohnten. Damit diese Leute Brod haben sollten, so ließ er unter andern alles Getreide um die 14te Metze von diesen Tagelöhnern ausdreschen, da er es doch mit großem Vortheile für Tagelohn, oder durch Handfröhner hätte können dreschen lassen; denn das Korn war ziemlich im Werthe. Er hatte sie oft ermahnt, rein auszudreschen, und kein Korn zu entwenden. Sie aber thaten keines von beyden. Aus Faulheit droschen sie nicht rein, und jeder trug alle Tage, Mittags und Abends, seine beyden Taschen voll Korn nach Hause.

Der Herr merkte dieses lange nicht. Endlich aber ward es entdeckt, und acht von ihnen wurden dabey betroffen. Sie sagten, als sie darüber vernommen wurden, es wäre ja nur eine Kleinigkeit, und baten, es darum so genau nicht zu nehmen. Aber der Herr ließ die Taschen nachmessen, da sich dann fand, daß in die beyden Taschen eines jeden über eine Viertelsmetze gieng, und daß gar leicht, täglich zweymal von acht Tagelöhnern gerechnet, des Tages ein halb Malter, mithin über 50 Malter nach und nach konnten gestohlen seyn, welches nach damaligem Kornpreise an dreyhundert Gulden machte. Sie wurden als Hausdiebe zu harter Strafe gezogen, und die andern verlohren durch sie den Verdienst in der Scheune; denn

denn der Herr ließ nunmehr alles, unter Aufsicht, für baare Bezahlung ausdreschen. Da beschwerten sich die andern Tagelöhner, die es wohl gewußt hatten, nur aber des Diebstahls selbst nicht überführt werden konnten, daß sie darunter leiden müßten. Aber der Herr antwortete: „Ihr habt es euch selbst zuzuschreiben, denn ihr „habt es gewußt, und nicht angegeben. Wie kann ich „euch trauen?"

Machet euch durch Verhehlen und Verschweigen nicht theilhaftig fremder Sünden, sondern wehret, so viel an euch ist, dadurch, daß ihr selbst keinen Betrug leidet, allem Unrechte.

33. Der Verschwender.

Als einstmals im März die Sonne warm schien, Veilchen blühten und Lerchen sangen, da trat ein Schäfer vor seine Thüre, und sprach zu sich selbst; „Bist du nicht „ein Thor, daß du den Heuboden so schonst! Was soll „dir das Heu? Es wächst alle Tage mehr Gras zu, und „ist jetzt schon genug da, daß die Schaafe leben können." Sogleich gieng er in den Schaafstall, und warf das Heu seinen Schaafen haufenweise vor. Als die Schaafe nach Hause kamen, und die Menge Heu gewahr wurden, da suchten sie sich das Beste heraus, und das andre, welches sie, ordentlich und mäßig vorgelegt, wohl auch gefressen hätten, traten sie nun unter die Füße. Aber etwa nach acht Tagen änderte sich die Witterung; es fror und schneyte gewaltig; die Schaafe mußten viele Tage zu Hause bleiben; und der Schäfer gerieth in Gefahr, Hungers wegen, seine ganze Schäferey zu verlieren.

Spare

Spare in der Zeit, so hast du in der Noth! Sir. 32, 24. Sir. 18, 25. 26.

34. Der Geitzige, als der größte Thor.

Klaus hatte Geld genug, aber er fürchtete sich, es anzuwenden, auch wenn es zu seinem eigenen Besten gereichte. Unter andern war sein Ofen so schadhaft, daß er neu gesetzt werden mußte, und es ward ihm oft gesagt, daß, wenn er einfiele, das Feuer Schaden thun könnte. — Aber Klaus kehrte sich nicht daran, und heitzte lieber gar nicht ein. Doch zwang ihn einst die bittere Kälte des strengen Winters dazu, daß er einheitzen mußte; und als eben keiner in der Stube war, fiel der Ofen des Morgens zusammen. Das Feuer ergriff den nahen Flachs an den Spinnrädern, darauf die nicht weit davon stehende Lade, dann das Bette. Nun ward Lärmen im Dorfe. Klaus, der in der Scheune war, eilte herbey und wollte sein Geld retten. Indeß kamen die Spritzen, denn es braunte schon im Dache heraus. Und weil keiner mehr das Haus erhalten konnte; ward es eingerissen, um wenigstens die übrigen Gebäude, ja das ganze Dorf zu retten. So löschte man denn auch glücklich das Feuer; aber man vermißte Klausen. Als nun der Schutt aus einander gebracht wurde, da fand sich sein Körper vor der verbrannten Lade bey dem Gelde liegend, wo er vermuthlich vom Dampf erstickt war.

Wer das Geld zum Zweck macht, das doch nur zum Mittel bestimmt ist, der ist geitzig. Sirach 4, 36. S. 14, 6.

35. Die schädliche Erbschaft.

Ein Handwerksmann in einer kleinen Stadt hatte guten Verdienst, und nährte sich von seinem Handwerke reichlich manches Jahr.

Endlich starb sein Vetter, der ihm einen Weinberg im Testamente vermachte.

Seine verständige Frau rieth ihm, die Erbschaft zu verkaufen; aber er wollte nicht. Denn der Weinberg stand in einer sehr lustigen Lage, und er war sehr gerne in dem kleinen Hause, welches darin gebaut war. Wenn er nun im Weinberge sich aufhielt, so besuchten ihn müßige Leute allerley Standes, die er mit trockenem Munde weggehen zu lassen sich schämte. Das Häuschen ward ihm nun bald zu klein. Er schaffte mehr Hausgeräth an, und bauete endlich gar das Haus größer. Als er nun darüber sein Handwerk versäumte und wenig zu Hause war, da thaten die Gesellen indeß, was sie wollten, arbeiteten schlecht, und er verlohr bald alle Kunden.

In wenig Jahren mußte er den Weinberg Schulden halber verkaufen, und weil er sich den Müßiggang nun einmal angewöhnt hatte: so konnte er der anhaltenden Arbeit nicht wieder gewohnt werden; sonderlich da er deßwegen, weil er als Meister keinen Vorschuß mehr thun konnte, nun als Geselle dienen mußte. Er grämte sich darüber, verfiel in eine hitzige Krankheit, und starb in den besten Jahren.

So giebt Zuwachs an Gütern nicht stets Zuwachs an wahrer Glückseligkeit. Sir. 11, 10. 18, 32. 33.

36. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geitz.

Zwey von den Einwohnern eines, samt der völligen Aerndte, durch den Blitz eingeäscherten Dorfs, wurden von ihrer Gemeine in die umliegende Gegend gesendet, um für die Verunglückten einige Beysteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie früh Morgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmanns. Sie fanden ihn vor dem Stalle und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knechte es ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockne gebracht hatte. „O weh! der Mann ist genau!“ sprach einer zum andern, „hier wird es nicht viel geben!“ Nun wurde der Herr des Hofes der Fremden gewahr, und indeß er mit ihnen in sein Haus gieng, erzählten sie ihm ihr Unglück, und brachten ihr Begehren an. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Gelde gab, und noch versprach: eben so viel an Saatkorn der verunglückten Gemeine zu schicken. Ja sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, ihrem Wohlthäter, während des Frühstücks, es zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sey, da sie ihn, wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knechte gegebenen Verweises, für sehr genau gehalten hätten.

„Lieben Freunde,“ war seine Antwort, „eben „dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu Rathe hielt, „kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig seyn „zu können.“

Wie

Wie mancher schämt sich der Sparsamkeit, der blos des Geitzes sich zu schämen glaubt: und wie mancher schämt sich der Wohlthätigkeit, weil er sie fälschlich für Verschwendung hält!

Unwissenheit war stets des Lasters Mutter. Sir. 4, 1—6. 29, 12. Spr. 19, 17. 2. Theß. 3, 13.

37. Die Kleinigkeit.

Kunz war leichtsinnig, und nahm nicht gerne gute Lehren an. Einst hatte er an einem schwülen Tage sich im Laufen sehr erhitzt. Ein kühler Gewitterregen erfolgte, und nun stellte sich Kunz, der seinen Rock ausgezogen hatte, unter den Thorweg in die Zugluft. Sein Herr warnte ihn vor der unausbleiblichen Verkältung; aber Kunz meynte, das wäre eine Kleinigkeit für ihn — er könnte alles vertragen. Des Abends hatte er schon den Schnupfen, und war so heiser, daß er nicht laut reden konnte. Sein verständiger Herr wollte ihn nun viel warmen Hollunderblüthen-Thee trinken, und früh zu Bette gehen lassen, damit durch die hergestellte Ausdünstung (denn Verkältung ist nichts anders, als gehemmte Ausdünstung) die größere Gefahr vermieden würde. Aber Kunz sprach: der Schnupfen wäre eine Kleinigkeit, der Hals würde sich schon von selbst wieder geben — und war so wenig dazu zu bewegen, daß er vielmehr noch den Abend ausgieng, und spät nach Hause kam. Aber am andern Morgen war er auf eine unruhige Nacht träge, und hatte unleidliche Kopfschmerzen. Nachmittags trat, mit einem Eckel am Essen, das Fieber ein; der Hals ward entzündet, und am vierten Tage starb Kunz an der Bräune, oder der Entzündung des Halses.

Die Verkältung war also keine Kleinigkeit. Sir. 31, 26. 37, 30.

38. Die schädliche Cur.

Luise war mit dem gewöhnlichen dreytägigen Fieber zu Ende des Winters befallen. Diese Art Fieber vergeht aber, wenn die Ursachen des Fiebers, nämlich zähe verdorbene Säfte, durch die Erschütterung des Frostes erst beweglich gemacht, und dann durch die darauf folgende Ausdünstung nach der Hitze, weggeschafft sind, sonderlich bey jungen Leuten, von selbst. Doch thörichte Rathgeber brachten sie dahin, daß sie sich durch zu voreiligen Gebrauch stärkender Arzneymittel das Fieber vertreiben ließ. Nun vergieng zwar das Fieber; aber Luise ward deßwegen nicht wieder völlig gesund, sondern blieb kränkelnd und siech. Und wenn sie nicht bald in die Hände eines verständigen Arztes gekommen wäre, so hätte sie an der Wassersucht sterben können.

So wie es Arzneyen giebt, die, zur Unzeit gebraucht, schädlicher sind, als die Krankheit, die sie vertreiben sollen; so giebt es auch schädlichen Trost. Ein Beyspiel davon findet sich oft bey dem, die Last seiner Vergehungen und Thorheiten fühlenden, und deßwegen betrübten Sünder. Ihn z. B., eher mit Gottes Vergebung durch Christum trösten, als er die Größe seiner Vergehungen und Thorheiten recht innig an sich erkannt hat; oder ihn zu früh damit beruhigen wollen, daß eine anderweitige Tugend seine Untugend schon bedecken und gut machen werde, heißt nichts anders, als das angefangene Geschäft seiner Besserung schädlich unterbrechen, und die heilsame Betrübniß schwächen.

die ihn zur gründlichen Sinnesänderung, als der einzigen Bedingung der Gnade Gottes, bringen würde. Denn nun glaubt er vielleicht, glückselig werden zu können, ohne daß die ewigen Hindernisse aller wahren Glückseligkeit, nämlich Abneigung vom Guten, Neigung zum Bösen, Geschmack an Nichtswürdigkeit und Thorheit rc. in ihm gehoben und weggeschafft werden.

Jes. 1, 16. 17. 18. 1. Petr. 3, 10. 11. Ebr. 12, 14. Matth. 5, 8. Matth. 7, 21. Ebr. 5, 9. Röm. 2, 5—10. Sir. 35, 5.

39. Der gute aber nicht geglaubte Rath.

In einem kleinem Dorfe wohnten achtzehn Bauern und der Prediger. Der Prediger war ein verständiger, guter Mann, der viele Wahrheiten wußte, und noch täglich mehr dazu lernte. Einst kam im Winter eine ansteckende hitzige Krankheit in das Dorf, und in vielen Häusern waren Kranke. Da sagte der Prediger: „Lieben Leute, folgt meinem treuen Rathe! haltet „die Kranken nicht so heiß mit Einheitzen und Zude„cken mit Deckbetten; sie haben doch Hitze genug. „Braucht keine hitzigen Arzneyen; sie sind schädlich. „Schickt in Zeiten zum Arzt in die Stadt: denn „wenn ihr wartet, bis euch der Athem ausgehen „will, dann kann der Arzt nicht mehr helfen. Laßt alle „Tage frische Luft durch die Fenster in die Stuben, und „trinkt, Gesunde und Kranke, viel Wasser mit etwas „Weineßig; so werden viele Kranke besser werden, „und viele Gesunde werden vor der Krankheit be„wahrt bleiben." Acht Hauswirthe glaubten dem Pre-

Prediger, daß er die Wahrheit lehrte. Denn sie kannten ihn, daß er ein rechtschaffener, verständiger Mann war. Sie machten es so, wie er sagte, und fragten ihn um Rath, wo sie sich nicht zu rathen wußten. In allen diesen Häusern nahm die Krankheit nicht überhand. Die andern zehn aber waren zweifelsüchtig. Sie sprachen: „Das wollen wir wohl bleiben lassen! Warum „ist denn eingeheitzt, wenn man die Fenster aufmachen „soll? Das Holz ist theuer. Hitze muß Hitze vertreiben. „Unser Schäfer soll dem Doktor auch was lehren kön„nen! Branntwein und Pfeffer! spricht er, wem das „nicht hilft, dem kann nicht geholfen werden! Stark „Bier oder Wein muß der Kranke trinken, damit er „Kräfte kriegt! Er ist ja schon so matt, und soll noch „Wasser und Essig trinken?" Was geschah? Die zehn zweifelsüchtigen oder unglaubigen Hauswirthe starben im kurzen mit vielen Kindern und dem Gesinde dahin. Und es blieb in der ganzen Gegend das Dorf bekannt, wegen dieser Geschichte.

So wie dieser gute Prediger that, hat Gott manchmal und auf mancherley Weise die Menschen belehrt, was gut und schädlich ist: aber die wenigsten haben ihm geglaubt. Ebr. 1, 1.

40. Das thörichte Kind.

In einem gewissen Orte herrschte eine Krankheit unter den Kindern. Unter andern wurde ein Kind plötzlich sehr krank. Die Aeltern schickten gleich nach dem Arzte. Der Arzt kam, und brachte Arzney mit. von derselben Art, als er schon bey

vielen

vielen Kranken mit Nutzen gebraucht hatte. Denn alle, die sie zu rechter Zeit eingenommen hatten, waren besser geworden. Dieses kranke Kind aber wollte durchaus nicht die Arzney einnehmen. Die Aeltern fragten das Kind, ob es denn nicht wünschte, wieder gesund zu werden? „O ja, „liebe Aeltern! ich wünsche recht bald gesund „zu werden!“ sagte das Kind. „Nun so musst „du auch die Arzneymittel brauchen und sie ein„nehmen, damit du gesund werden könnest,“ sprachen die Aeltern. Aber das Kind blieb bey seinem Eigensinne. Es wollte gern gesund werden, aber doch keine Arzney, die die Krankheit vertreibt, einnehmen. In wenig Tagen musste das Kind sterben. Zuletzt nahm es gern ein, aber da war es zu spät und die Krankheit hatte zu sehr zugenommen. Sir. 38, 4.

41. Die Hausmittel.

Auf einem Dorfe wohnte ein Prediger, der seine Nebenmenschen liebte, und ihnen gern auf alle Weise nützlich werden wollte. Er begnügte sich nicht damit, daß er ihre Kinder lehrte, und den Erwachsenen nützliche Predigten hielt, sondern er besuchte auch die Kranken in seiner Gemeine. Da jammerte ihn denn sonderlich der hülflose Zustand solcher Leute, die entweder aus Armuth keinen Arzt, oder theure Arzney bezahlen konnten, oder zu weit von den Städten, wo dergleichen zu haben sind, wohnten, und doch baldige

Hülfe nöthig hatten. Schon lange hatte er nützliche Bücher, die davon handelten, gelesen, und rechtschaffene Aerzte nach wohlfeilen, und doch wirksamen Arzneymitteln gefragt, die man darum auch Hausmittel nennt, weil sie billig in allen Häusern seyn sollten. Diese Hausmittel hatte er sich angeschafft. Es waren folgende:

1. Brechmittel, bey Ueberladung des Magens, Drücken in der Herzgrube, schlechter Eßlust, und unruhigem Schlafe, zu nehmen, wenn nicht etwa Blutspeyen, oder ein Bruch, oder Lungensucht und dergleichen sie zu verordnen hinderte. Sie bestanden aus wohl zubereitetem Brechweinsteine, und waren in der Apotheke, für Alte und Junge eingerichtet, und als Pulver in Papieren abgewogen. Ein solches Pulver ward nun in einen Topf, der etwa eine Viertelmaas kochendes Wasser enthält, geschüttet, und so mußte es mit einander laulicht werden. Dann trank der Kranke, in Zeit von einer Viertelstunde, den dritten Theil dieses laulichten Wassers in kurzen Zwischenzeiten aus. So bald es zu wirken anfieng (und drey- bis viermaliges Erbrechen ist gewöhnlich genug) so bald wurde mit dem Brechwasser eingehalten und etwa Kamillenthee nachgetrunken. Sollte aber auf das vorgeschriebenermaßen getrunkene erste Drittheil dieses, mit dem aufgelöseten Brechweinsteine vermischten, Wassers, gar keine Wirkung erfolgt seyn, dann trank der Kranke in der andern Viertelstunde, das andere Drittheil, und so fort, bis Wirkung erfolgte. Wirkte es aber über achtmal (welches doch selten geschieht) so durfte der Kranke nur etwas warm Bier trinken, so hörte das Brechen gleich auf.

2. Abfüh-

2. Abführungsmittel, welche er auch öfters gebrauchte, um am andern Tage, nach dem Brechen, den Unrath noch aus den Gedärmen wegzuschaffen. Dazu nahm er, bey starken erwachsenen Personen, anderthalb bis zwey Loth Glaubersalz, bey Kindern aber ein gutes Theil weniger, wie solches in Braunschweig von den Gebrüdern, Herren Gravenhorst, zubereitet wird. Dieses Glaubersalz ließ er in einer Schale warmen Wassers auflösen und den Kranken austrinken. Wenn es zu wirken anfieng, dann mußte der Kranke fleißig laulicht gewordenes Wasser, welches vorher siedend heiß auf eine halbe Handvoll getrocknete Kamillen und Holunderblüthen gegossen war, nachtrinken. Aber einige Tage nach den Abführungen und Brechmitteln ließ er für die Kranken, zur Stärkung des Magens, heißes Wasser auf eine Handvoll Tausendgüldenkraut gießen, und sie davon, wenn es abgekühlt war, ein Bierglas voll des Morgens, einige Tage lang trinken.

Bey manchen andern Unpäßlichkeiten, als Schnupfen, Husten, Kopfweh, starken Zahn- und Halsschmerzen, und bey den meisten Arten von Fiebern, gab er zwey Loth Glaubersalz in einer halben Maas Wasser aufgelöset, und verordnete, dieses Salzwasser, wenn es jedesmal umgeschüttelt worden, in vier Theilen, täglich auszutrinken, und solches etliche Tage, bis zur völligen Besserung, zu wiederholen.

3. Wider Brustbeschwerden und trockenen Husten ließ er eine halbe Maas siedend heißes Wasser auf eine halbe Hand voll gequetschten Leinsaamen gießen; dieses mußte eine Weile ziehen, dann ward es abgegossen, und Morgens und Abends laulicht mit Milch

getrunken. Auch verordnete er, zum Abledigen, einen Saft von Essig und Honig. Das Honig mußte man nämlich mit Essig bis zur Hälfte einkochen und fleißig abschäumen: den dünnen Saft aber Löffelweis abnehmen.

4. Wider Leibschmerzen verordnete er den Kranken Kamillen- und Hollunderblüthen-Thee häufig zu trinken. Waren Verstopfungen dabey, so hatte er einige Klystierröhren und Blasen angeschafft; und durch etliche Klystiere, die auf seinen Rath, (von Habergrütze oder Leinsaamen in Milch gekocht und durchgeseihet,) ganz laulicht dem Kranken beygebracht wurden, waren sie meistens glücklich gehoben.

5. Wider die Ruhr mußte der Kranke täglich ein- oder zweymal ein Brechpulver, aus der Ruhrwurzel bereitet, so oft wiederholt einnehmen, bis der bittre Geschmack im Munde und das Drücken in der Herzgrube sich verlohr. Wenn aber die Ruhr schon sehr überhand genommen hatte; so durften die Kranken kein Brechpulver mehr nehmen. Da mußte ein geschickter Arzt herbeygeschafft werden. Ausserdem ließ er täglich, bis zur Besserung, Klystiere geben. Die Hauptspeise war getrocknetes oder frisches, reifes Obst, und sonderlich Zwetschgen oder Trauben, wenn sie zu haben waren. Vor seiner Zeit waren gar viele Leute an der Ruhr gestorben, weil sie sich vor dem Klystieren mehr fürchteten, als vor dem Tode; und Branntwein, Eyer und andre stopfende Sachen eingenommen hatten, wodurch die Schärfe in den Gedärmen zurück gehalten wurde, die Därmer anfraß und Brand erregte.

6. Wi-

6. Wider hitzige Fieber mit Raserey, oder Schlafsucht mit gänzlicher Niederlage der Kräfte, hatte er spanisch-Fliegenpflaster vorräthig, das ließ er an die Waden und Arme des Kranken legen, und ihn im ersten Falle (nämlich bey großer Hitze und Raserey) viel kaltes Wasser mit Salpeter und ein wenig Weinessig, im letzten Falle aber (nämlich bey großem Nachlaß der Kräfte) täglich ein Glas guten Wein, und etwas Wein unter Wasser gemischt, trinken.

7. Bey Seitenstechen, Bluthusten und Blutstürzung, ließ er eine Ader öffnen, und zuweilen, wenn es nöthig war, das Aderlassen wiederholen, sonst aber den Leinsaamen, mit gereinigtem Salpeter, und Wasser mit Weinessig, viele Tage lang trinken.

8. Bey Fiebern, die oft wieder kamen, nachdem sie eine Weile ausgeblieben waren, bey bösen Geschwüren und Schäden, ließ er eine Hand voll abgeschälte Rinde von der Knack- und Bruchweide, mit einer halben Maaß Wasser aufkochen, und eine solche Portion alle Tage trinken, dazwischen aber alle acht Tage einmal zwey Loth Glaubersalz nehmen. Die Geschwüre mußten mit kaltem Wasser täglich zweymal verbunden werden.

9. Bey Gichtschmerzen, oder Reissen in den Gliedern, mußten die Kranken folgenden Trank, sechs Wochen lang, trinken, und alle vierzehn Tage, so lange die Cur währte, einmal zwey Loth Glaubersalz zum Abführen dazwischen einnehmen;

Von großen Klettenwurzeln, die im Frühlinge gegraben, getrocknet und klein geschnitten worden sind, mußten nämlich jeden Tag sechs Loth, mit einer Maaß Wasser auf die Hälfte eingekocht, und

 alle

alle Tage, sechs Wochen lang, dieses eingekochte und abgeklärte Wasser kalt getrunken werden.

Alle diese Mittel sind wohlfeil. Die Brechmittel kosten das Stück etwa einen Groschen; das Pfund Glaubersalz etwa fünf bis sechs Groschen: die Kräuter, Blüthen und Wurzeln kann man umsonst sammeln.

Und so half dieser verständige Mann vielen Menschen, für einige Groschen Ausgabe, zu ihrer Gesundheit. Dabey warnte er aber seine Dorfsleute gar sehr, daß sie ja nicht die Hausmittel ohne sein Vorwissen gebrauchen sollten, weil sie gar leicht zu viel davon nehmen, und eins oder das andre zur Unzeit gebrauchen könnten.

Wie viele Menschen werden durch gewinnsüchtige Marktschreyer, Tyroler und Betrüger um ihr Geld, und durch unrechte Arzneymittel um ihre Gesundheit gebracht! Die vortrefflichsten Arzneymittel sind wohlfeil; oder kosten nur die Mühe, sie kennen zu lernen und zu rechter Zeit im Vorrathe zu sammeln. Die beste Zeit, die Wurzeln und Rinden zu sammeln, ist im ersten Frühlinge, die Kräuter aber um den Johannistag.

Gelobt sey die Güte des Schöpfers, der oft in ein geringes Kraut, Wurzel und Rinde, große Heilkräfte gelegt hat!

42. Gesundheit und Krankheit.

Ein Gespräch.

Wilhelm.

Ich hörte ja sagen, daß eure Tochter krank wäre, ist das wahr, Gevatter Kunz?

Kunz.

Kunz. Ja, sie klagt sich. Wer weiß, was ihr fehlt, sie wird schon wieder besser werden!

Wilhelm. Manchmal wird es auch wohl nicht wieder besser. Wollt ihr denn nichts dafür brauchen? Zuweilen kann im Anfange mit wenigem geholfen werden, und hernach . . .

Kunz. Ich bin nicht dafür. Wenn man nichts braucht, wird man am ersten gesund.

Wilhelm. Alles mit Maaße, Gevatter! Freylich wer nichts thun wollte, als Arzney essen, bey den kleinsten Anfällen. . . . Aber es giebt doch Zeichen, daran man wohl wissen kann, daß Hülfe nöthig sey.

Kunz. Und was sind denn das für Zeichen? Gevatter!

Wilhelm. Die will ich euch sagen: Wenn jemand nicht essen kann, Drücken in der Herzgrube, und einen üblen Geschmack im Munde hat; wenn ihm die Glieder, der Rücken und alle Knochen wehe thun; Wenn ihm das Trinken zuwider ist, oder wenn er Kopfweh und einen harten Leib hat ꝛc. Seht, Gevatter, das sind Zeichen, daß man eine Krankheit brütet, die gefährlich seyn kann, wo nicht bald Hülfe geschieht.

Kunz. Davon weiß ich nichts, bin auch fast niemals krank gewesen, ausser an den Blattern, da war ich recht krank. Sie haben mich auch recht zugerichtet, wie ihr seht. Doch Gottlob, daß ich nur davon kein Krüppel geworden bin, wie so viele, die ich kenne.

Wilhelm. Wer weiß, ob es bey eurer Tochter nicht die Blattern werden! Klagt sie nicht über Müdigkeit und Magendrücken?

Kunz. Ja wohl, Gevatter! Sie hat sich auch schon etlichemal erbrochen.

Wilhelm. Hat sie nicht abwechselnd Frösteln und Hitze, Kopfschmerzen und unruhigen Schlaf?

Kunz. Auch das, und ihr Gesicht ist ganz aufgetrieben.

Wilhelm. Da sind nun freylich wohl die Blattern auf dem Anmarsche.

Kunz. Was soll ich denn nun aber mit dem Mädchen anfangen? Sie sprachen immer, man soll sie warm halten und hitzige Sachen eingeben, die das Gift vom Herzen wegtreiben. Unsre alte Baase brachte mir einen Trank, ich glaube, es war Schaafkoth in Bier gekocht, als ich krank an den Blattern war. — Was meynt ihr, Gevatter? Ob —

Wilhelm. Thut doch nicht so übel an eurem Kinde, und braucht auf's gerathewohl alles, was euch unwissende Leute rathen! Geht doch zum Prediger, und fragt den um Rath, weil wir keinen gescheiden Arzt in der Nähe ha[illegible]

Kunz. Das will ich thun. Gott behüte euch, Gevatter!

Wilhelm. Und euch auch.

Wie köstlich ist's, wenn man seinen Verstand anwendet, den Unwissenden zu belehren, und allem bösen Wesen abzuhelfen!

Ein weiser Mann kann eine ganze Gemeine glücklich machen. Bemüht euch also, weise zu werden, das heißt, richtig denken und urtheilen zu lernen. Sir. 37, 26.

43. Was

43. Was man bey Blatterkrankheiten thun soll.

Ein Gespräch.

Der Prediger.

Guten Abend Kunz. Wollt ihr mich auch einmal besuchen?

Kunz. Ja, lieber Herr Pfarrer. Mein Mädchen scheint die Blattern zu bekommen, und da möcht' ich mich gern bey Ihnen so ein wenig darüber befragen.

Der Prediger. Eben liegen auch meine beyden Kinder an den Blattern.

Kunz. J, da seh man einmal! Ihre Kinderchen sind doch gewiß in kein Blatterhaus gekommen, und haben nun doch auch die Krankheit.

Der Prediger. Die Ansteckung wird einmal im ganzen Dorfe hin und hergetragen. Das Einsperren der Kinder hilft also nicht einmal. Aber ihr müßt wissen, daß ich meine Kinder selbst angesteckt habe.

Kunz. Doch wohl nicht so, wie Sie einmal erzählt haben?

Der Prediger. Wirklich, Kunz, gerade so, wie ich vorlängst einmal gesagt habe.

Kunz. Nun denke man! Sagten jenesmal immer die Leute: wenn der Herr Pfarrer es einmal an seinen eigenen Kindern probirt, dann wollen wir's auch nachmachen; aber das wird er wohl bleiben lassen.

Der Prediger. Glaubt ihr denn, Kunz, daß ich euch etwas rathen würde, das ich selbst nicht für gut finde?

Kunz. Das wohl nicht. Wir wissen ja, daß Sie's immer recht gut meynen; aber so was, wie das Blatter-geben, hätt' ich doch selbst nicht geglaubt. Könnt' ich denn nicht die Kinderchen zu sehen bekommen?

Der Prediger. Warum nicht. Wenn ihr fortgeht, will ich euch hinauf führen. Sie waren den ganzen Nachmittag, weil's hübsch warm war, im Garten.

Kunz. Ey du mein Gott! im Garten, und nicht in dem Bette?

Der Prediger. Nein, lieber Kunz. Die freye warme Luft ist gesünder, als das Bett, das alle die ungesunden Dünste beysammen hält.

Kunz. Sagen Sie mir doch noch einmal, wie Sie das Ding gemacht haben. Es fällt mir nicht mehr so recht bey.

Der Prediger. Das ganze Verfahren dabey ist folgendes: Man hebt mit einer breitgeschliffenen Nadel, zwischen dem Daumen und Zeigefinger, auf beyden Händen ganz flach die oberste Haut auf, daß es eine kleine Höhlung unter der Haut giebt; dann zieht man die Nadel heraus, und steckt einen in Blattermaterie geweichten und wieder getrockneten sehr dünnen Faden in diese Höhlung unter der Haut. Ist das geschehen, so legt man das weiße Häutchen aus einem Ey darauf, daß der Faden nicht heraus fällt, und das Kind sich nicht die Blattermaterie in den Mund oder in die Nase wischen kann, und läßt es drey Stunden liegen. Nach drey Stunden weicht man mit kaltem Wasser das Häutchen los, und zieht den Faden

wieder

wieder heraus. Nun ist die Einimpfung, oder wie es in der französischen Sprache heißt, Inoculation, ge schehen. Am folgenden Tage wäscht man die Hände des Kindes in kaltem Wasser, und läßt es vom vierten Tage an täglich die Hände viel im kalten Wasser baden, darin spielen und plätschern. Z. B. man wirft etwas blankes in eine Schüssel mit kaltem Wasser, und läßt es das Kind oft herausnehmen. Dieses ist von großem Nutzen. Bis zum fünften Tage wenigstens, nach der Einimpfung muß das Kind vor aller Ansteckung bewahret werden, und darf nicht zu solchen kommen, die die gewöhnlichen Blattern schon haben. Am achten Abende nach der Einimpfung, meldet sich eine kleine Unpäßlichkeit bey den Eingeimpften, am neunten Morgen haben sie auf jeder Hand schon eine Blatter, und am zwölften Tage gewöhnlich alle übrigen Blattern, die sie bekommen sollen. *)

Kunz. Wär' es nicht aber eben so gut, man ließ es so gehn, bis die Kinder von selbst die Blattern bekommen?

Der Prediger. Nein, lieber Kunz. Bey der Einimpfung oder Inoculation kann ich für's erste dem Kinde gutartige Blattern geben; für's zweyte, zu den Blattern eine bequeme Zeit wählen, und für's dritte kann

*) Besser, als das Inoculiren, ist freylich die gänzliche Ausrottung der Blattern, welche eben so möglich ist, als die Ausrottung der Pest. Vor 1000 Jahren kannte man die Blattern in Europa noch nicht. Sie kamen erst aus Afrika zu uns, von wo aus auch die Pest nach Europa kam.

kann ich machen, daß die Ansteckung nicht an innerlichen, sondern an äusserlichen Theilen geschieht.

Kunz. Kann man denn auch innerlich von Blattern angesteckt werden?

Der Prediger. Ja wohl. Z. B. im Halse, auf der Lunge und dergleichen. Das alles wird durch die künstlichen Blattern verhindert, und überdieß kann man dann auch die Kinder darauf vorbereiten.

Kunz. Wie macht man's denn, wenn man die Kinder auf die Blattern vorbereiten will?

Der Prediger. So bald man hört, daß die Blattern in der Nähe sind, oder so bald man sie inoculiren will, läßt man die Kinder etwas gelind Abführendes nehmen, damit der Unrath aus dem Körper weggeschafft wird. Und nun giebt man ihnen äusserst wenig Fleisch, besonders gar kein Schweinefleisch, keine Eyer, Fische und dergleichen Dinge, die so gern in Fäulniß übergehen; dagegen aber brav grünes Gemüß, Obst oder Trauben, oder was sonst die Jahrszeit Frisches mit sich bringt; denn das Obst oder die Trauben werden nicht faul, sondern sauer im Magen, und das widersteht der Fäulniß, die beym Blatterfieber so gern überhand nimmt.

Kunz. Das alles ist nun aber bey meinem Mädchen versäumt worden. Und, die Wahrheit zu gestehen, zu dem Einimpfen hätt' ich mich wirklich nicht entschliessen können. Wenn mir mein Mädchen darüber gestorben wäre; so hätte ich mich Zeitlebens nicht wieder beruhigt.

Der Prediger. Eben um deßwillen mag ich auch keinem Menschen das Inoculiren so gerne empfehlen,

len, unerachtet schon die Kaiserin von Rußland, der König von Frankreich, der regierende Fürst von Dessau und andere vornehme Herren, sich die künstlichen Blattern haben geben lassen, was man da doch gewiß nicht würde gethan haben, wenn es so gefährlich wäre. Leicht könnte so ein Kind in der Pflege versäumt werden, oder eine andere Krankheit dazu bekommen, und dann müßte das Inoculiren die Schuld haben, wenn das Kind stürbe.

Kunz. Wollten Sie nun nicht so gut seyn, und mir ein wenig sagen, wie wir uns jetzt bey meinem Mädchen verhalten sollen?

Der Prediger. Ich habe es aufgeschrieben und will euch das Papier mit nach Hause geben, damit ihr's recht bedächtlich durchlesen könnt. Zuvor will ich's aber vorlesen, damit ihr Gelegenheit habt, mich zu fragen, wenn ihr etwas nicht recht versteht.

(Der Prediger liest).

„Bey einem Blatterkranken muß gesehen werden „auf reine Luft, welche heilsamer ist, als Arzney; auf „reine Wäsche; auf gemäßigte Wärme; auf Speisen „und Getränke; und auf besondere Vorfälle, die sich „dabey ereignen.

1. „Reine Luft. Gegen Mittag muß ein Fenster „geöffnet werden, damit die unreine Luft abziehen, „und reine dafür in das Zimmer kommen kann; „aber der Kranke darf nicht in der Zugluft sitzen „oder liegen. Auch im Winter müssen zuweilen die „Fenster geöffnet werden. Bettstätten, um und um „mit Vorhängen, sind schädlich; denn sie halten alle „bösen Ausdünstungen zusammen, und hindern das

„Ein-

„Eindringen der gesunden Luft. Es ist auch gut, „des Tages ein paarmal Essig auf einen glühen-„den Backstein zu gießen, weil der davon aufsteigende „Essigdampf der Fäulniß widersteht. Besser als alles, „ist aber die ganz freye Luft. Bey warmem Frühlings- „Sommer- oder Herbstwetter, muß man daher die „Blatterkinder um Mittag herum in die freye Luft „lassen. Die Blattern schlagen dabey trefflich heraus. „Die kalte Abend- und Morgenluft aber ist schädlich.

2. „Reine Wäsche. Hemden und Bettüberzüge müssen „öfters gewechselt werden: aber die Wäsche muß ganz „trocken und dürre seyn. Feucht ist sie ungesund. „Gut ist's, wenn man sie vor dem Gebrauche mit „Wachholdern räuchert.

3. „Gemäßigte Wärme. Kalt darf ein Blatterkind „nicht gehalten werden, und doch ist's besser zu kalt, „als zu warm. Es ist höchst schädlich, die armen „Kinder so schwer zuzudecken, und obendrein noch „einzuheitzen. Viele hunderte sind schon am Einheitzen „und Zudecken gestorben. Die Federn müssen entwe-„der zum Theile aus dem Bette herausgethan, oder „wenigstens immer von dem Kranken weggeschüttelt „werden, daß er ganz leicht bedeckt liegt, und die „Krankenstube darf nur ganz mäßig geheitzt werden, „wenn ja der Witterung wegen eingeheitzt werden „muß.

4. „Speisen und Getränke müssen wohl ausgewählt „werden. Kein Fleisch, keine Fische, keine Eyer, „keine fetten Suppen: alles mager gekocht! Gebt „also dem Blatterkinde: Grütz, Gerstenschleim mit „etwas Honig, dünnen Reiß, Brodsuppe und grüne

„leichte

„leichte Gemüßarten. Besonders abgekochtes dürres „Obst und frisches Obst, Trauben ꝛc. ꝛc. Hitzige Ge„tränke z. B. Wein, Caffee ꝛc. müssen ganz vermie„den werden; dagegen giebt man Wasser mit ein we„nig Essig und Honig; oder auch Wasser mit Honig „und Citronensaft. Brühe von abgesottenem Obste „und dergleichen. Je mehr die Kinder trinken, desto „besser ist's! Alle Getränke müssen frisch und nicht „warm gegeben werden."

5. Sorgfalt für die Augen ist nie zu versäumen. „Durch die Blattern sind schon eben so viele blind „geworden, als vom Staar. Das beste Mittel, die „Augen gesund zu erhalten, ist, daß man sie nie „zuschwären läßt, sondern immer mit lauwarmer „süßer Milch aufweicht, wenn sie zufallen wollen. „Oft kann man auch vorbauen, daß sich die Blat„tern nicht in die Augen setzen, wenn man, so „bald die Blattern ausschlüpfen, oft kleine Bäusche „mit kaltem Wasser über die Augen schlägt. Setzen „sich die Blattern stark in den Hals: so ist nichts „besser, als eine Handvoll Salbey, in einer halben „Maas Wasser gekocht, mit Honig vermengt, und „zum Gurgeln gebraucht."

„Das Verhalten nach den Blattern ist oft so „wichtig, als das Verhalten während der Krankheit „selbst. Gebt also den Kindern nicht sogleich Fleisch „im Vollauf, so bald sie der Blattern los sind. Sie „müssen noch einige Wochen fast mit eben den Speisen „erhalten werden, die sie während der Krankheit ge„nossen haben, bis sie sich allmählig wieder an die „vorige Kost gewöhnen. So bald die Blattern abge„trocknet sind, muß etwas zum gelind Abführen ge-

„nommen werden. Was übrigens in besondern Fällen zu „thun sey, muß ein geschickter Arzt verordnen.

Kunz machte große Augen, da er das vorlesen hörte; denn sein Lebtage hatte er fast immer das Gegentheil gehört. Der Prediger erklärte ihm aber alles sehr gut, und da er beym Weggehen die beyden Kinder des Predigers sah, wie die so munter in ihren Blattern waren, dachte er: dem Manne will ich doch folgen, denn aus allem merke ich, daß er die Sache besser versteht, als unser einer! Er that es, und seine Tochter, welche die gefährlichste Art von Blattern hatte, kam glücklich davon.

Wer weise ist, läßt sich rathen. Sir. 32, 24.

44. Von den Mitteln, Todtscheinende zu retten.

Zu den Todtscheinenden gehören: Erhenkte, Ertrunkene, von Kohlen und andern giftigen oder gährenden Dämpfen Erstickte, Erfrorne, in schweren Ohnmachten Liegende ꝛc.

Wer dazu kommt, oder der erste ist, der ist der Nächste solcher Unglücklichen; der hat die Pflicht, sie zu retten.

Oft ist zwar der Wille da, aber keiner weiß die rechten Mittel der Hülfe, und daher kommt es oft, daß in der besten Meynung, durch die Unwissenheit der Rettenden, der Todtscheinende wirklich erst getödet wird. Die Rettungsmittel sind aber von zweyerley Art.

Zuerst

Zuerst solche, deren nützliche Anwendung nicht so leicht begreiflich zu machen ist, oder gewisse Instrumente erfordert, und daher am sichersten einem ordentlichen Arzte überlassen wird. Von diesen will ich also hier nicht reden;

Zum andern solche, deren Anwendung in der Meisten Macht stehet. Und von diesen soll hier kürzlich gehandelt werden.

Eine von den auf alle Fälle geltenden Hauptpflichten ist daher, so bald der erste Schritt zur Erhaltung des Unglücklichgewordenen geschehen ist, ohne Zeitverlust es dem verständigsten Manne in der Gemeine, dem Herrn, oder Prediger, oder Ammanne, oder Verwalter, oder Schulzen, bekannt zu machen, und dafür zu sorgen, daß ein ordentlicher Arzt oder Bader, so schleunig als möglich, herbeygeholt werde.

Beym Erhenkten.

1. Er wird sogleich, und ohne einen Augenblick Zeitverlust los geschnitten. Dabey muß der Körper gehalten werden, sowohl, daß er im Fall nicht Schaden nehme, als auch, daß im Wegtragen der Kopf nicht niederhänge.

Gar mancher wäre schon gerettet worden, wenn nicht einfältige Leute geglaubt hätten, sie griffen dem Schinder in's Handwerk, wenn sie ihn los schnitten, denn gar viel Gutes in der Welt unterbleibt wegen unvernünftiger Vorurtheile. Nur dann würde man dem Schinder in's Handwerk greifen, wenn man einen Uebelthäter, den die Obrigkeit hat hinrichten lassen, vom Galgen schnitte. An eine-

Unglücklichen, der aus Schwermuth, Raserey oder Verzweiflung sich aufhängte, haben Nachrichter und Schinder kein Recht; und das war gar nicht schön und christlich, daß man vor Alters solche arme Leute unehrlich begraben ließ; und dumm war es, daß kein Bürger den Sarg solcher Unglücklichen anrühren wollte.

2. Der einschneidende Strick und die Halsbinde, ingleichen alle, die Brust drückende, Kleidung, wird sofort aufgelöset, und

3. dafür die schleunigste Sorge getragen, daß der Körper in ein mäßig warmes Zimmer auf ein Bette oder auf ein Strohlager, mit der Brust und dem Kopfe hoch gelegt werde; alsdann wird er völlig entkleidet.

4. Hände und Füße müssen gebürstet werden, und der Leib wird mit gewärmten Flanell- oder Frieslappen gelinde gerieben.

5. Unter die Nase wird scharfer Essig oder Branntwein, oder auch geriebener Meerrettig, oft gehalten, und Essig angespritzt.

6. Ein vorzüglich gutes Mittel zur Rettung ist aber, daß man dem Todtscheinenden Luft in die Lunge bläs't. Man steckt ihm nämlich einen Blasbalg in den Mund, und hält dabey die Nase und auch den Mund auf den beiden Seiten, hart an der Röhre vest zu, damit die Luft nicht wieder heraus kann, und bläs't dann, daß sich die Lunge wieder hebt und in Bewegung kommt. Hat man keinen Blasebalg: so steckt man ein anderes Röhrchen in den Mund, und bläs't Athem hinein. Dabey kann man auch

die Brust an den Rippen öfters zusammen drücken und schnell wieder los lassen, wodurch die Beweguvg der Lunge ebenfalls befördert wird.

7. Die Anwendung der übrigen Mittel aber, wie z. B. Aderlassen, Klystire ꝛc. werden dem indeß ankommenden Arzte, oder einer andern wohl erfahrnen Person überlassen.

Beym Ertrunkenen.

1. Er wird, so bald es seyn kann, nachdem er aus dem Wasser gezogen ist, in ein warm gemachtes Bette gebracht, doch beym Tragen dafür gesorgt, daß der Kopf nicht niederhänge. Wird er gefahren, so muß das Fuhrwerk langsam gehen. Das Stürzen der Ertrunkenen, da man sie auf den Kopf stellt, damit das Wasser wieder heraus laufen soll, ist ein sicheres Mittel, sie umzubringen, wenn sie nicht ohnehin schon todt sind. Gesunde Menschen könnten dadurch umgebracht werden.

2. Es wird der völlig entkleidete Körper mit gewärmten Tüchern leicht bedeckt, und darunter mit wollenen Tüchern um die Herzgrube sanft gerieben, der Unterleib aber mit einer gewärmten Hand gelinde gedrückt. Die Hände und Füße werden gebürstet.

3. Man sey bemühet, durch Einblasen, auf die oben beschriebene Art, Luft in die Lunge zu bringen.

4. Essig und starker Branntwein wird mit dem rauhen Theil einer Feder oft unter und in die Nase gestrichen, oder gepülverter Toback in kleinen Prisen, durch ein zusammen gerolltes Papier, in die Naselöcher geblasen.

4. So wie ein Zeichen der Bewegung sich findet, wird alles übrige unterlassen, und nur allein mit dem gelinden Reiben mit gewärmten wollenen Tüchern fortgefahren. Die Anwendung eigentlicher Arzneymittel wird in diesem Falle, wie in allen übrigen der Verordnung eines ordentlichen Arztes, oder einer andern der Sache kundigen Person überlassen.

Von Ersticktten.

In Kellern, wo Most oder Bier gährt, viel Branntwein verwahrt wird, wo Holz oder Kohlen in verschlossenen Zimmern glimmen, durch den Dampf ausgehender Lichter, Oehl- und Fettlampen, ingleichen durch den Dampf neugeheitzter Oefen, wird die Luft so verdorben, daß sie zum Athemholen nicht mehr taugt, und die darin sich befindenden Menschen, hauptsächlich, wenn sie schlafen, zuweilen ersticken. Die leichtesten Mittel dagegen sind folgende:

1. Man bringt den Erstickten sofort in ein kühles reinluftiges Gemach, und völlig entkleidet, in eine sitzende Stellung.

2. Die Füße werden bis an die Kniee in ein lauwarmes Fußbad gesetzt, welches noch, durch Zugießung etwas wärmern Wassers, nach und nach erwärmt werden kann.

3. Der Leib wird mit, in kaltes Wasser getauchten, Tüchern gelinde gerieben.

4. Man muß sich alle Mühe geben, dem Kranken durch den Mund, der gewöhnlich gesperrt ist, oder durch die Nase in seine Lunge einzublasen, und also die Bewegung wieder herzustellen; das Uebrige aber

der

der Verordnung des so schleunig als möglich geholten Arztes, oder in dessen Entfernung, einer andern der Sache wohl kundigen und dazu gesetzten Person überlassen.

Von Erfrornen.

1. Man hüte sich, den Körper sogleich, nachdem er gefunden wird, in ein warmes Zimmer oder Bette zu bringen. Es ist das für den ganzen Körper so schädlich, als es für einzelne erfrorne Glieder ist, wenn man sie sogleich an den warmen Ofen hält. Nichts ist für erfrorne Glieder besser, als wenn man sie in Schnee oder kaltes Wasser setzt; denn dadurch wird der Frost eben so herausgezogen, wie aus dem erfrornen Obste, das man auch gern in kaltes Wasser legt und dadurch wieder einigermaßen zurechte bringt.

2. Man scharrt also den Erfrornen an einem kalten Orte in den Schnee, so daß nur Mund und Naselöcher offen bleiben. Der Schnee wird allenthalben vest angedrückt, und so bald er an diesem oder jenem Theile zu schmelzen anfängt, wird frischer Schnee aufgelegt.

3. Trägt sich der Fall bey trockner Kälte (wo es keinen Schnee giebt) zu; so wird der Körper in Tücher, die in geschmolzenes Eis oder sonst in kaltes Wasser getaucht sind, gehüllt, und damit unermüdet fortgefahren.

4. So bald sich Zeichen des Lebens finden, wird der Kranke in ein mäßig gewärmtes Bette gebracht; das übrige, aber der Verordnung des indeß geholten

Arztes, oder einer andern verständigen und der Sache kundigen Person überlassen.

5. Die meisten Leute erfrieren, weil sie, um sich zu wärmen, Branntwein trinken. Dieser aber macht, so wie ein hoher Grad der Kälte, schläfrig, und im Einschlafen erfrieren die Leute. Man nehme also in der Kälte, auf Reisen ꝛc. nie Branntwein, sondern lieber warm Bier mit etwas Ingwer, zur Erwärmung.

Von Personen, die in schweren Ohnmachten liegen.

Da die Ursache dieser Ohnmachten oft sehr verschieden ist; so ist's am besten, so bald es seyn kann, den ordentlichen Arzt zu rufen. Scharfer Essig unter die Nase gehalten, oder Tücher in kalt Wasser getaucht, und um den Unterleib geschlagen, und die Arme dabey bewegt, pflegen in gewöhnlichen Fällen den Umlauf des Blutes wieder herzustellen.

45. Von den gewissen Kennzeichen des Todes.

Es ist schrecklich, lebendig begraben zu werden. Dieses kann geschehen, wenn man mit dem Begraben solcher, die man für todt hält, zu sehr eilt, oder sie, so lange man sie noch im Hause behält, nachläßig behandelt.

Wirklich beschämen uns die Juden, (die bekanntermassen ihre Todten sehr bald begraben,) in Ansehung der Vorsicht, die sie hier anwenden. In jeder Ge-

Gemeine sind sogenannte wohlthätige Brüder und Schwestern, die, ohne die geringste Bezahlung dafür zu erhalten, nicht nur die Kranken besuchen, sondern auch mit den Verstorbenen gar vielerley Proben machen, ob nicht noch Leben in ihnen ist. Wir aber schaffen die Verstorbenen gewöhnlich, so bald sie die Augen zugedrückt haben, aus dem Bette, bringen sie, sogar in der größten Kälte sogleich in ein ungeheitztes Gemach, binden ihnen Mund und Augen zu :c., damit sie ja nicht wieder erwachen können, wenn auch noch Leben in ihnen seyn sollte. Das ist also nicht recht. Wenn jemand stirbt, so muß man ihn noch einige Zeit im Bette liegen lassen, und nicht etwa das Kopfkissen unter ihm wegnehmen, wiewohl es viele thun; denn das heißt den Tod befördern. Wenigstens drey Stunden muß man den Verstorbenen liegen lassen, und immer bewachen, ob sich nicht eine Spur des Lebens zeigt. Auch kann man ihm stark riechende Sachen (nur keinen Schwefel) vor die Nase halten, eine sehr leichte Flaumfeder auf den Mund legen, und zusehen, ob sie sich nicht von dem Athem bewegt: das Herz und den Puls visitiren 2c., denn damit ist noch lange nicht alles gethan, wenn man den Todten zweyl- oder dreymal 24 Stunden liegen läßt. Bey ansteckenden Seuchen und in großer Hitze, zumal wenn es im Leichhause an Platz fehlt, wäre es besser, man begrübe die Verstorbenen in den ersten 24 Stunden, als daß man durch den Todtengeruch auch die Gesunden anstecken läßt. In diesem Falle aber muß man auch die gewissen Kennzeichen des Todes bemerken.

Das erste ganz untrügliche Zeichen ist: der Anfang der, nach dem Tode schnell erfolgenden, Verwesung.

Sie nimmt im Unterleibe ihren Anfang. Wenn also die Haut unter den kurzen Rippen eine grünlichte Farbe bekommt, oder runzlicht wird; so ist der Tod gewiß erfolgt.

Das zweyte Kennzeichen ist, wenn der Stern im Auge sich erweitert, und das Auge trocken und trübe geworden ist.

Das dritte Kennzeichen: wenn nach einer anhaltenden oder schweren Krankheit, als: Schwindsucht, Wassersucht, rother Ruhr, Fleckfieber rc. oder bey hohem Alter des Kranken, die Gelenke steif und unbiegsam, und der Körper überall kalt geworden ist.

Wo diese Kennzeichen sind, oder nur das erste und zweyte, da ist der Tod erfolgt.

46. Von Nahrungsmitteln.

Eine Frau, die entweder geitzig, oder unverständig, oder sehr arm war, gab ihren kleinen Kindern nichts als Brodsuppe oder Kartoffeln, ohne genugsames Salz, zu essen. Da bekamen die Kinder blasse Gesichter und dicke Leiber, und eins starb nach dem andern hin. Als sie nun über ihren Verlust einstmals sehr weinte, da sagte es ihr ein verständiger Mann, der es wohl wußte. „Ach," antwortete sie ihm, „wie weiß unser eins das? Und dann ist das Salz „theuer. Erdäpfel in der Asche gebraten, und Brod„suppe, sind bald gemacht, und man wird doch auch „satt davon." „Liebe Frau," sprach der verständige Mann, „satt werden, ist nicht Hauptabsicht des „Essens, sondern dadurch genährt und gestärkt zu „werden. Und beydes würde besser geschehen seyn, „wenn ihr eure Kinder, je öfter je lieber, zwischen „den

„den Kartoffelmahlzeiten, auch hättet bloße gesalzene „Brodsuppen und Buttermilch mit Brod essen lassen, „oder die vortreflichen gesunden gelben Rüben fleißig „gebaut, und statt der Erdäpfel, zur gewöhnlichen „Kinderspeise gewählt hättet. Gewiß eure Kinder „lebten noch, und blühten, wie die Rosen!“ „Nun,“ sprach die gute Frau mit Thränen, „wenn ich wieder „Kinder bekomme, will ich's doch auch so machen.“ Aber für die Verstorbenen kam der Entschluß, leider! zu spät.

Es ist nicht alles gesund, was sich essen läßt; am allerwenigsten kann Jedermann und jedes Alter alles vertragen. Manche Speisen sind nur zu gewissen Zeiten zuträglich, oder werden erst gesund durch einen Beysatz, wie z. B. durch das Salz; und auch die gesundeste Speise hört auf gesund und zuträglich zu seyn, wenn man sie, ohne Abwechslung, immer genießt. Sir. 37, 30. 31.

47. Von wahren und falschen Freunden.

Flaps hatte Geld geerbt. Aber weil er nicht durch gute Erziehung und Unterricht in der Schule verständig geworden war; so wußte er es nicht gut zu gebrauchen, sondern kam fast nicht aus der Schenke, und zehrte von dem geerbten Gelde, bis auf den letzten Thaler. Etliche herumziehende Musikanten hatte er gedungen, und alles, was im Dorfe war, sollte nun mit ihm trinken, tanzen und spielen. Einst stand er in der Thüre, und Wilhelm gieng vorbey. „Bruder,“ rief er, „komm her; ich will für dich die Zeche „bezahlen; wir wollen lustig seyn, es soll dich nichts „kosten; hab ich doch Geld genug!“ — Wilhelm hatte bey-

beynahe Lust, aber weil er an den Prediger eiligst etwas zu bestellen hatte, so antwortete er: „jetzt habe „ich nicht Zeit, aber vielleicht auf dem Rückwege.", Unterwegs überdachte er sein Vorhaben, und weil er nicht mit sich eins werden konnte: so fragte er den Prediger, der ein sehr verständiger Mann war, ob er wohl mit Flapsen, der ihm doch Freundschaft beweisen wollee, umgehen könnte. Dieser Mann sagte: „Nein, mein Sohn! thue es nicht. „Flaps ist ein „liederlicher Verschwender, und wird ein schlechtes „Ende nehmen, wenn er sich nicht bald bessert. Er „hat lange Weile, die sollst du ihm vertreiben helfen. „Sonst macht er sich so wenig aus dir, als aus seinem „Gelde. Aber du könntest von ihm Böses lernen; „und es wäre Schade um dich. Denn böse Beyspiele „verderben gute Sitten. — Gehe lieber einen andern „Weg wieder nach Hause, damit die Versuchung „nicht stärker werde." Wilhelm folgte dem treuen Rathe. Bald darauf hatte Flaps in betrunkenem Muthe eine Schlägerey angefangen. Er selbst und viele Leute waren beschädigt worden. Alle, die zugegen gewesen waren, mußten zeugen und schwören, und keiner blieb ohne Müh und Unkosten. Da freute sich Wilhelm, daß er des Predigers Rath befolgt hatte, und sagte: Flaps war nicht mein Freund, sondern „wollte mich verführen: aber der Prediger war „mein wahrer Freund, denn er warnte mich vor „Schaden."

Wer Gott verehrt und liebt, der findet einen solchen Freund. Sir. 9, 21—23. 6, 16.

48. Der

74. Der Grofsmacher.

Grofsmacher war hochmüthig und wollte immer was Befonderes erzählen, damit ihn und feine Begebenheiten die Leute bewundern follten. Einftmals erzählte er, dafs, wie er als Soldat vom Feinde gefangen worden fey, man ihn in ein Land gebracht habe, wo die Bienen fo grofs, als die Tauben wären. Wilhelm fragte ihn; ob fie denn dort auch Bienenkörbe hätten? Freylich, antwortete *Grofsmacher*, *eben folche*, *als unfre*, und mancher Bauer hat etliche hundert folcher Stöcke an feinem Gartenzaune. Wilhelm fragte weiter: ob etwa nur zwey Bienen in jedem Stocke wären? Warum nicht gar! rief der Prahler, viele taufend find in jedwedem Stocke. Da lachten alle Leute. Denn fo viel und fo grofse Bienen hätten weder am Garten, noch auf dem ganzen Hofe des Bauern Platz gehabt.

75. Der Kleinmacher.

Kleinmacher hatte einen andern Fehler. Dem war nichts gut genug. Er hatte auf einen jeden Menfchen etwas zu fagen. Wer ftille und befcheiden war, den nannte er dumm; wer ein fröhlich Herz hatte, den hiefs er frech und ausgelaffen; wer das Seine zu Rathe hielt, der mufste geitzig heifsen; und wer ehrbar und ernfthaft war, den

fchalt

schalt er gar einen Heuchler. Und so verkleinerte er das Gute an einem jeden Menschen, und freute sich, wo er etwas verachten, oder daran zu tadeln finden konnte. Aber ein jeder gieng auch weg, wo *Kleinmacher* hinkam, und er wurde von allen Leuten verachtet.

Prahle nicht, und verkleinere nicht. Nenne alles bey dem rechten Namen. Triff das Maas in allen Dingen. Siehe, (wenn du nicht als Obrigkeit, oder als Herrschaft, oder als Lehrer, deine Unterthanen, Dienstboten und Zuhörer bessern sollst, und auf Ordnung und Recht halten mußt,) lieber auf das Gute, als auf die Fehler deiner Nebenmenschen. Spr. 17, 28. Cap. 26. 5. Matth. 7. 1.

50. Die Reisenden.

An einem Scheidewege, wo drey Wege abgiengen, fanden zwey Reisende einen Menschen, und fragten ihn freundlich, welchen Weg sie nehmen müßten, um nach einer gewissen Stadt zu kommen, und weil ihnen viel daran gelegen war, so versprachen sie ihm eine Belohnung, wenn er es ihnen mit Gewißheit sagen würde. Dieser Mensch wußte nun nicht gewiß, welches der rechte Weg nach der Stadt wäre; aber die Belohnung reitzte ihn. Er that, als wenn er es wüßte, und sprach: „Der mittelste Weg führt gerade nach „der Stadt, denn ich komme von dort her.“ Die Reisenden gaben ihm das Versprochene und giengen fort. Als sie lange gegangen waren, und endlich in ein Dorf kamen, da erfuhren sie, daß sie gar nicht auf dem

Wege nach der Stadt, sondern einen vergeblichen Weg gegangen wären. Das verdroß die Reisenden sehr, und sie schalten im Eifer den Wegweiser einen Betrüger und Bösewicht, der ihrer nur gespottet hätte.

So schädlich ist die Lüge. Durch sie entsteht Menschenhaß, Mißtrauen und Irrthum. Ein Dieb ist ein schädlicher Mensch, aber ein Lügner nicht weniger. Lügen und Diebstahl gehören gemeiniglich zusammen.

Ein Betrüger lügt meistens aus Eigennutz. Er versichert oft von sich, oder andern Dingen, die er gerne anbringen möchte, Geschicklichkeit und gute Eigenschaften, davon er selbst das Gegentheil weiß, und hintergeht dadurch diejenigen, die ihm trauen. Sir. 7, 14. Coloss. 3, 9. Sir. 20, 25. 27.

51. Der Taschenspieler und der Bauer.

Flink, ein Taschenspieler, verachtete den Ackermann Steffen, als sie sich einst auf einem Jahrmarkte begegneten. „Bey Fürsten und Herren darf ich in die „Stube kommen, sprach Flink, und des Tages ein „Gulden, ist mein geringster Verdienst." — „So „viel verdien' ich nicht, antwortete der Bauer; aber „gebt acht, ich werde länger Brod haben, als ihr!" Bald darauf kam Krieg und Theurung in das Land, da trieb der Hunger den Taschenspieler Flink unter andern auch vor Steffens Haus.

Wollt ihr mir als Knecht dienen, sprach Steffen zum bettelnden Taschenspieler, so will ich euch Lohn und Brod geben. „Ach! wenn ich das gelernt hätte," antwortete Flink, so braucht' ich jetzt nicht zu betteln

„teln — aber ich will euch um vier Groschen alle „meine Künste machen." Diese können mir den Verlust meiner Zeit nicht ersetzen, erwiederte Steffen, wenn mich auch das Geld nicht dauerte. Da habt ihr indeß ein Stück Brod, und lernet nun die Wahrheit glauben; die Kunst, die am längsten nährt, ist die beste.

52. Der neue Pflug.

Einst kam ein Künstler an ein Dorf, und sahe auf dem Felde die Leute pflügen. Er gieng hin und besahe den Pflug, womit sie pflügten: und als er fand, daß der Pflug nichts taugte, da sprach er: Lieben Leute, „es jammert mich, daß ihr euch so quält: ich will euch „einen bessern Pflug machen lehren, damit sollt ihr „euch und euer Vieh nicht so quälen, und doch leich„ter und besser pflügen können." Da das die Leute hörten, hoben sie Steine auf, und warfen den Mann, „schalten auf ihn, und sprachen: „Was? du willst klü„ger seyn, als unsre Vorfahren, die immer mit sol„chen Pflügen gepflügt haben? Mit diesem Pfluge „können wir schon pflügen, und mit dem neuen, wenn „er auch besser wäre, müßten wir erst pflügen ler„nen." — War das recht?

52. Von der Brache und von der Stallfütterung.

Kunz.

Sagt mir doch, Gevatter Wilhelm: Warum kann denn ein Garten oder Krautacker alle Jahre tragen, und das andere Feld nicht?

Wil-

Wilhelm. Wenn der Acker eben so guten Boden hat, eben so wohl bedüngt und klar bestellt wird, warum sollte er es nicht eben sowohl können? Ein gutes Stück Feld, das fünf bis sechs Jahre nach einander tragen soll, muß also nur mehr Dünger bekommen, als eines, das allezeit im dritten Jahre brach liegt, so wird's wohl angehen.

Kunz. Nun seh' ich erst ein, Gevatter, woher es kommt, daß man immer sagt: Das Feld erträgt's nicht. — Man führt nämlich zu wenig Mist darauf, und dann läßt freylich das Feld im dritten, vierten Jahre nach.

Wilhelm. Richtig! Beym Dünger muß also angefangen werden, wenn man sein Feld besser benützen will. Schlechtes Feld kann immer nach der alten Art bestellt, oder noch besser, mit türkischem Klee besäet werden; das gute aber bedarf des so oftmahligen Brachliegens nicht, und kann statt des häufigen Unkrauts, das auf der Brache wächst, etwas Nützliches tragen.

Kunz. Hat man denn aber, nach der neuen Art, von der jetzt so viel gesprochen wird, gar keine Brache mehr?

Wilhelm. Warum nicht? Das Feld muß manchmal recht ausgebaut und durchgedüngt werden; aber nicht schon im dritten, sondern erst im 6ten, 7ten Jahre.

Kunz. Was baut man denn aber während den 5 bis 6 Jahren darauf?

Wilhelm. Allerley, nur nicht einerley hinter einander.

Kunz. Das kann ich mir wohl vorstellen. In den Gärten muß man ja auch abwechseln.

Wilhelm. Freylich; denn jede Pflanze braucht zu ihrem Wachsthume besondere Säfte. Wenn also die eine schon ausgesogen hat, was sie brauchen konnte: so ist dennoch für eine andere noch Saft genug da.

Kunz. Eben deßwillen, denk' ich, wird viel darauf ankommen, wie man abwechselt.

Wilhelm. Ich weiß ein Dorf, (siehe Nummer 40, Seite 43, im ersten Theile) wo die Leute das Feld fünf, auch wohl sechs Jahre nach einander bestellen und da halten sie's so:

Auf fünf Jahre:

Zuerst Brache und viel guten Dünger; dann:

1. Weizen.
2. Gerste, mit eingesprengtem rothen Wiesenklee.
3. Bleibt der Klee stehen.
4. Korn oder Dinkel, oder auch beydes unter einander.
5. Hafer — und nun wieder Brache.

Auf sechs Jahre:

Zuerst Brache und viel guten Dünger; dann:

1. Weizen und im Frühjahre Klee eingesprengt.
2. Klee.
3. Steht noch der Klee, wird aber nur Einmal geschnitten; wenn er wieder Handhoch gewachsen ist, gestürzt, ordentlich ausgebaut und dann Korn (Roggen) gesäet.

4. Korn.

4. Korn.
5. Hafer, oder Sommerdinkel, oder etwas ähnliches.
6. Hülsenfrüchte.

Kunz. Darf denn aber in diesem Dorfe Jeder sein Feld benutzen, wie er will?

Wilhelm. Ja wohl, wenn gleich die Obrigkeit das Huthrecht darauf hat; denn die Unterthanen haben's der Herrschaft abgepachtet.

Kunz. Das wird aber den Profit wieder aufzehren.

Wilhelm. Nein, Gevatter! Die Herrschaft rechnet den Bauern nur so viel an, als ihr bisher die Schäferey reinen Profit getragen hat, und das ist nicht viel; aber ein großer Vortheil für die Herrschaft steckt darin, daß nun weit mehr gebaut, und von allem der Zehend gegeben wird.

Kunz. Aber wo treiben denn nun die Leute ihr eignes Vieh hin?

Wilhelm. Kleines Vieh, das man austreibt, Schaafe, Schweine und Gänse, halten sie wenig weil sie glauben, daß da wenig Profit mit zu machen, sey, und für das wenige kleine Vieh ist auf ein paar schlechten Haiden und auf den geringen Lagen der Flur, die man, wie gewöhnlich, brach liegen läßt, immer nothdürftiges Futter, zumal da man das Vieh mehr der Bewegung, als des Futters willen, hinaus treibt.

Kunz. Aber das Hornvieh — was fängt man mit dem an?

Wilhelm. Ey, da ist Rath genug, wenn man nur Futter genug hat, und das bekommt man durch den Kleebau, durch Kraut, Rangeres, Rüben und dergleichen Sachen, die man in Menge zieht.

Kunz. Alles recht, lieber Wilhelm; aber das Vieh muß Bewegung haben.

Wilhelm: Auch recht: Das Zugvieh hat ohnehin Bewegung genug, und das Milchvieh kann sich im Hofe genug tummeln, und verschleppt also den guten Dünger nicht. Ueberdieß wird es, so bald das Getreide eingeärntet ist, auf die Stoppeln getrieben, und das ist die einzige Weyde, wo das Vieh Nahrung auf Aeckern findet.

Kunz: Da habt ihr wohl recht, Gevatter! Das Brachfutter ist nichts als Hunger- und Krüppelwerk, weil die Flur zu oft umgerissen wird: Aber was fängt man nun mit den Gemeinwiesen (Viehweyden) an?

Wilhelm. Unter die Dorfseinwohner theilt man sie aus: so können sie, wie andere Wiesen, benutzt, bedüngt, und jährlich zwey- bis dreymal abgemähet und zu Heu gemacht werden.

Kunz: Auch die eigenen Wiesen würden dann besser geschont und im Frühlinge und Herbste nicht so vom Vieh zusammen gestampft.

Wilhelm. Und dann könnte auch eher gemäht und beßres Grummet gewonnen werden.

Kunz: Noch eins: Wenn man das Heu früher einbrächte, so könnte man auch eher den Brachmiß ausführen und früher zusäeben.

Wilhelm. Und dann würde das Korn vor Winters auch schöner heranwachsen, und nicht so leicht ausrosten, als die kleinen Spitzen, die kaum vorstechen ehe es zuwintert.

Kunz. Aber wie kommt's, daß man das nicht längst schon eingesehen hat?

Wilhelm. Daher, weil ehedem die Bauersleute noch nicht so gelernt hatten, ihre Vernunft zu brauchen, als jetzt. Das kann man am deutlichsten sehen, wenn man ein neues und ein altes Haus gegen einander vergleicht.

Kunz. Das ist wahr, Gevatter! Wie in den alten Häusern die Schwellen alle so tief in der Erde stecken; wie da alle Fenster und Thüren so klein und ärmlich angebracht sind, daß man vor Dampf kaum in solchen Stuben aushalten kann! Die Balken so sparsam angebracht, und überdieß alle halb eingeschnitten, damit sie gleich von einander weichen — und die Ställe so dumpfig, ohne Abzugrinnen, und so eng, daß das Vieh darüber fast verderben muß!

Wilhelm. Auch da muß geholfen werden, wenn das Vieh mehr in dem Stalle bleiben soll.

Kunz. Ihr habt mir da recht auf die Spur geholfen, Gevatter Wilhelm. Nun seh ich ein, daß eben nicht alles Neue verwerflich ist. (1. Theß. 5, 21.)

Durch Fragen wird man klug.

Suche dich durch Gespräche mit verständigen Leuten zu belehren, und vermehre täglich deine Einsicht in die Berufsgeschäfte. Sir. 32, 22.

54. Das ordentliche Dorf.

Ich sah einmal ein Dorf, dessen Anblick mich sehr vergnügte; und wollte Gott, ein jedes Dorf wäre eben so beschaffen!

Alle Höfe und Gärten waren mit Mauern von Leimen und Feldsteinen eingefaßt; sieben Fuß hoch; drey Fuß unten, und zwey Fuß oben dick. Ich fragte gleich die Leute: ob es ihnen nicht viel Mühe gemacht hätte, solche Mauern aufzuführen? „Freylich, antworteten sie, „aber nun haben wir auch ins künftige „wenig Mühe damit. Diese Wand verbrennt nicht in „Feuersbrunst, und kann auch nicht gestohlen werden. „Es ist ein dauerhaftes Werk, und wir haben es „allmählig selbst gemacht, wenn eben nichts Nöthiges „zu thun war."

Die Schwellen an den Gebäuden lagen alle zwey Fuß über der Erde, auf gemauertem Grunde. Am Hause wurde kein Koth, kein Mistpfuhl geduldet. Des Sonntags kam die Gemeine zusammen, und wurde eins, was zum gemeinen Beßten in künftiger Woche sollte gethan und gegeben werden. Einen Dieb, Säufer, Flucher und liederlichen Menschen, oder schlechten Ackerwirth, litten die Leute nicht in der Gemeine; denn sie sagten: „Solcher Mensch richtet „nur Unglück an, und bringt Unsegen und Schimpf „über unser Dorf." Wer aber unverschuldet Unglück hatte, oder krank wurde, dem halfen die andern, daß er mit fort kam, und nicht verarmte. Und der war dann herzlich dankbar, und bat Gott, daß er diese Wohlthat seinen Nachbarn reichlich vergelten möchte! Es war kein Neid, Zank und Groll unter diesen

gutrn Leuten. Ihre Kinder sahen nichts Böses, und wurden daher durch den Schulunterricht viel leichter gebessert, als andere, die in ihrer Aeltern Hause viele Laster lernen. Ihren Herrn und ihren Seelsorger liebten sie kindlich, und waren willig, gehorsam. Es war auch kein Gefängniß im Dorfe; das alte war eingefallen, und der Herr ließ keines wieder bauen. Denn er sagte: „Das Gefängniß ist nur für böse Leute, „und solche sind meine Unterthanen nicht."

O daß doch jedes Dorf diesem Dorfe gleich werden wollte! Spr. 14, 34.

55. Der Schulze.

In dem ordentlichen Dorfe war ein Schulze, der hatte viel dazu gethan, daß so gute Ordnung in dem Dorfe gehalten wurde. Er konnte gut schreiben und rechnen, war ein trefflicher Ackerwirth, lebte mit seiner Frau friedlich, und hielt seine Kinder zur Schule und zu allem Guten an. In der Kirche war er ein andächtiger Zuhörer, und wohlthätig gegen die Armen. Durch Liebe und Gelindigkeit wußte er bald den Streit beyzulegen, wenn ein Streit entstand, und jeder holte sich gerne Rath bey ihm; denn er war als ein ehrlicher, kluger und frommer Mann bekannt. Bey seinen Vorgesetzten war er auch so beliebt, daß er weit mehr geachtet wurde, als die meisten seines Standes. Und weil ihn Niemand gerne beleidigte und kränkte; so erlebte er ein ruhiges und ehrenvolles Alter.

Hochachtung ist der Lohn für Verdienste. Und wer in seinem Stande das Seinige rechtschaffen thut,

 der

der hat Verdienste, oder der verdient, daß man ihn hochachtet. Sir. 11, 15.

56. Naher Vortheil bringt oft entfernten Schaden.

In einem Dorfe, nahe bey der Stadt, war einmal ein Bauer, der hielt sich vier starke Pferde, und hatte ein treffliches Ackergut. Da kamen die Leute aus der Stadt häufig hin, und handelten mit ihm, daß er ihnen Landfuhren thun sollte. Sie boten ihm viel Geld, Und er fieng an zu fahren. Dem Knechte gaben sie Trankgelder, und ließen ihm manches Glas Wein einschenken, daß er geschwind zufahren sollte. Das gefiel dem Knechte besser, als die Ackerarbeit. Wenn nun nöthig zu pflügen, zu eggen, oder Heu zu fahren war, und es kam eine Lohnfuhr; so rieth der Knecht immer zu, der Herr sollte das schöne Geld mitnehmen; es würde wohl schönes Wetter bleiben; zum Pflügen wäre immer Zeit genug. Der Herr hatte schon auf hundert Thaler verdient, und das gefiel ihm auch; er ließ sichs also ferner gefallen. Allein die Pferde waren oft überjagt worden, wenn der Knecht zu viel getrunken hatte. Nun sollten sie auch alle versäumte Ackerarbeit nachthun. Aber es fiel Regenwetter ein, da verdarb das Heu. Es kam ein früher Winter; da wurden die Aecker zu spät, oder doch nur eilig und schlecht bestellt. Als nun das Frühjahr eintrat, da fielen die Pferde alle nach einander um. Und wollte der Bauer vier andere haben: so mußte er zu den mit den Lohnfuhren verdienten hundert Thalern noch wohl funfzig aus seinem Vermögen zulegen, und litt doch noch an der künftigen Aernte großen Schaden.

Durch

Durch Schaden klug gemacht, schaffte er den untreuen Knecht ab, und keiner in der Nachbarschaft wollte ihn wieder annehmen; denn er hatte sich bey den Lohnfuhren das Saufen angewöhnt. Sir. 33, 26.

57. Der durch Unordnung verarmte Bauer.

Ein gewisser Bauer war verarmt, und keiner wußte, wie das zugieng. Da war ein verständiger Mann im Dorfe, der sagte: „Kinder! das will ich euch wohl sa„gen. Den Mann hat hauptsächlich der Lohn an die „Handwerker zu Grunde gerichtet. Er mußte bestän„dig Wagenarbeit kaufen, die war theuer. Und doch „ließ er alles hölzerne Ackergeräth in Schnee und Re„gen auf der Erden stehen und liegen; das war denn „allezeit verstockt und schadhaft. Lederzeug und Leinen „lagen auf dem Fußboden im Stalle; das fraßen die „Ratten. Die Joche und Stränge ließ er im Felde „an den Pflügen; die verfaulten in weniger Zeit. Alles „sein Eisengeräth hatte der Rost gefressen, denn er sah „nicht mehr darnach, wenn er es aus der Hand legte. „Dann mußte er ein neues schaffen. Und so ist er ver„armt." — Die Leute gaben dem Manne Recht, und nahmen das Ihrige besser in Acht. Spr. 10, 4.

58. Wodurch du sündigest, dadurch wirst du oft gestraft.

Jochen war der Unterthan eines Herrn, der im Kriege diente, und in vielen Jahren nicht nach Hause kam. Die alte Mutter des Herrn wirthschaftete in deß, und hatte einen Hofbauern, der war Jochens

Bruder. Diese beyden Brüder wurden eins, die Herrschaft zu betrügen. Jochen pflügte nemlich alle Jahre, da, wo seine Güter an die herrschaftlichen Aecker gränzten, etwas Land ab, und verrückte die Versteinung, damit man es nicht merken sollte. Auch hatte er eine Wiese, die an eine herrschaftliche Wiese stieß, und rückte den Gränzstein alle Jahre des Nachts um ein paar Schuhe weiter in die Herrschaftswiese hinein. Als er aber einst an seinen Wiesen Weiden köpfte, fiel er mit der Leiter um, und fiel auf den Gränzstein, den er vorher verrückt hatte. Die Rippen waren entzwey, und er litt große Schmerzen. Da ließ er den Prediger kommen, und bekannte ihm die Sache, daß er just auf den verrückten Gränzstein hätte fallen müssen, der sonst nicht da gestanden wäre, wenn er ihn nicht so weit vorgerückt gehabt hätte. Er starb, und der Hofbauer ward hart gestraft. Weish. 11, 17.

59. Fleiß bleibt selten unbelohnt.

Ein Bauer hatte einst einen Schaden gelitten an seinem Vieh, und brauchte dreyßig Thaler, um sich wieder Vieh anzuschaffen. In seinem Garten standen zwey große Aepfelbäume von der Art, die man Borsdorfer nennt, die hatte noch sein Vater gepflanzt. Seit einigen Jahren hatte der Bauer viel Fleiß an die Bäume gewendet, weil einmal der Prediger von dem Nutzen der Obstbäume mit ihm geredet hatte. Er hatte das schlechte Holz ausgehauen, die Raupennester vertilgt, und die Bäume gedüngt. In dem Jahre, da es dem Bauer so schlecht gieng, fiengen die Bäume wieder an zu tragen, und brachten über fünf Malter

ter große schöne Aepfel. Sie waren nicht überall gerathen, und deßwegen so theuer, daß der Bauer jedes Malter um fünf Reichsthaler verkaufen konnte.

Seht, so halfen ihm ein paar gut gewartete Bäume, durch Gottes Segen, aus der Noth. Sir. 11, 23.

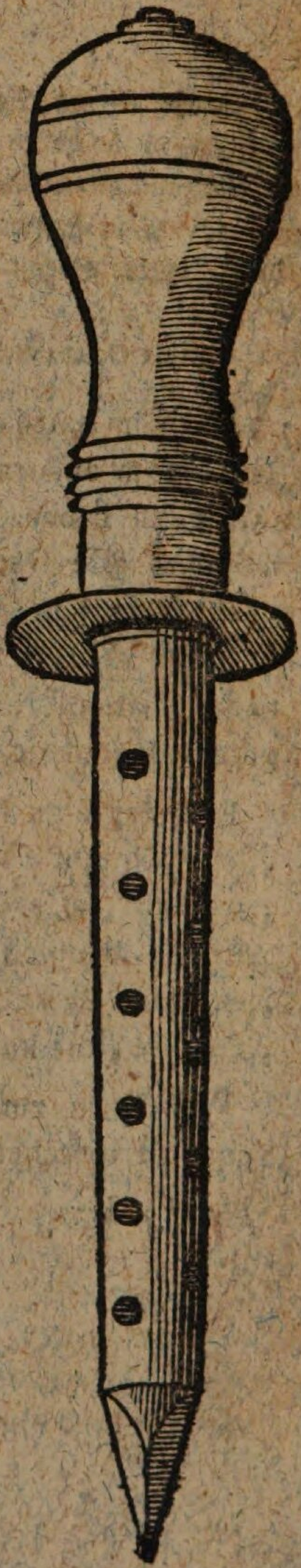
60. Das Korn ist wohlfeil.

Wilhelm hatte die gute Gewohnheit, von einem Jahre zum andern, sein Brod- und Futterkorn vorräthig zu haben. Und in Ansehung des Uebrigen nahm er alle Getreidpreise mit. Wenn er dann nach sechs Jahren zusammen rechnete: so hatte er doch im Durchschnitte mehr eingenommen als andre, die oft auf Theurung warteten, und die gute Gelegenheit zum Verkaufe versäumten.

Er pflegte zu sagen: „Wer Korn zu verkaufen „hat, wünscht Theurung; und wer es kaufen will, „wünscht, dass es wohlfeil sey. Warum soll des „Ersten Wunsch *allein* erhöret werden? Gott, „der alle Geschöpfe nährt, giebt das Korn auch „für die, die kein Korn säen, noch ärnten!“

Wer Korn zurück hält, und dadurch Theurung verursachen hilft, dem fluchen die Leute. Spr. 11, 26.

61. Von den Eigenschaften eines guten Hirten.



Es gehört mehr zu einem guten Hirten, als man denkt. Wer das Vieh von einem Orte zum andern treiben, und mit seinem Hunde hetzen kann, ist darum noch kein guter Hirte.

Ein guter Hirte, er sey bey großem oder kleinem Vieh, muß die Art und Natur des Viehes, welches er hütet und welche Weide sich zu den verschiedenen Jahres- und Tageszeiten dafür schickt, wohl kennen; bey schädlichen Witterungen und Nebeln es nicht zu früh austreiben, und die Eigenthümer in Zeiten warnen, es nicht ganz nüchtern auf die Weide zu lassen; bey plötzlichen Zufällen des Viehes, welche aus Ueberfluß oder Stockung des Blutes entstehen, muß er eine Ader geschickt zu öffnen wissen, und die Mühe, das Vieh bey großer Hitze oft an frisches Wasser zu bringen, nicht scheuen. Beym Auflaufen des Rindviehs und der Pferde muß er die Kunst verstehn, allerley dienliche Mittel und vorzüglich den Trokar zu gebrauchen.

Der

Der Trokar besteht aus einem dicken Pfriemen, der in einer gleichfalls runden eisernen Scheide steckt, die sehr genau anpassen, unten offen, und einen Zoll kürzer seyn muß, als der Pfriemen, damit dieser durch die Röhre hinaus geht. So bald nun das Vieh gefährlich aufgetrieben ist, wird der Trokar in die linke Weiche auf der sogenannten Hungergrube bis in den Magen gestoßen, der Pfriemen heraus gezogen und die Scheide noch tiefer hinein geschoben, welche so lange stecken bleibt, bis die meisten Blähungen heraus sind. Wo man keinen Trokar bey der Hand hat, (welcher aber von Gemeinswegen angeschafft werden sollte,) kann man auch ein Messer gebrauchen und eine Hollunderröhre in die Oeffnung stecken. Wenn alles geschehen ist, so führt man das Vieh sachte herum, und bestreicht den Stich täglich etlichemal mit Wagenschmier. Dieß und noch weit mehr muß ein guter Hirte verstehen. Kurz: er muß, als Hirte, das Wohl seiner Heerde, und dadurch den Nutzen der Eigenthümer derselben, auf alle mögliche und erlaubte Art, nicht allein zu befördern verstehen, sondern auch befördern wollen.

Wer diese Eigenschaften hat, der ist ein guter Hirte.

62. Die Aufhetzerinn.

In einem gewissen Dorfe war eine Frauensperson, die gieng aus einem Hause in's andere, und sagte den Leuten wieder, was der oder die von ihnen geredet hatten. Ehe man sich's versah, verzürnten sich dann die besten Freunde. Verwandte, Schwiegerältern, Brüder und Schwestern, geriethen in die bitterste Feindschaft.

Zank-

Zankten sich nun erst ein paar Familien: so war sie ihres Gewerbes und Verdienstes gewiß. Denn da wußte sie, durch listige Reden, die Neugier so rege zu machen, daß ihr die einfältigen Leute was gaben, was sie forderte, nur um zu erfahren, was ihr Feind von ihnen gesprochen hätte.

Die Bosheit dieser Person blieb lange verschwiegen; denn sie verbot jedwedem, es ja nicht zu sagen, von wem er seine Nachrichten hätte. Endlich kam ein verständiger Prediger in dieses Dorf, der die Art solcher Leute kannte. Er predigte daher oft über diese Sache. Und weil er alles so genau beschrieb, wie es solche Leute machten, die beym Aufhetzen und Plaudern ihren Vortheil suchen; so ward aus der Gemeine Jemand überzeugt; gieng hin zum Prediger, und offenbarte ihm alles. Als dieser es der Obrigkeit meldete, da ward die Aufhetzerinn gefangen gesetzt, und mußte drey Tage lang, an jeder Thüre, wo sie Feindschaft angerichtet hatte, schimpfliche Strafe leiden.

Wie die Arbeit, so der Lohn.

Hütet euch vor Ohrenbläsern und Verläumdern.

Glaubt dem nicht, der das Licht scheut. Ps. 15, 3. Sir. 5, 16. 17. Cap. 28, 16.

63. Der Halsstarrige und Widerspänstige.

Matz war halsstarrig und wollte sich nicht weisen lassen. Als einst von der Herrschaft die Trauertracht aufgehoben, und der sogenannte Leichtrunk verboten wurde, da traf es, daß eben Matzen eine Tochter starb. Was kümmert es die Herrschaft, sagte Matz, wenn ich mit meinen Leuten schwarze Kleider tragen

und

und einen Leichtrunk geben will? Das ist die letzte Ehre, die man den Verstorbenen erzeigt, und das soll mir kein Trauerverbot wehren! Einige von seinen Verwandten, die klüger waren, stellten ihm zwar vor, daß die Verstorbene von der angeblichen Ehre nichts mehr fühle, daß es die Herrschaft gut meyne; daß das Trauerverbot eine große Wohlthat besonders für Arme sey; daß die Leichtrünke sehr beschwerlich und kostbar für die, welche sie halten müssen, und oft auch für die Gäste eckelhaft wären, daß man also froh seyn müsse, nun eine gute Ausrede zu haben — aber alles war vergebens. Man kaufte Flohr und andere Trauerwaaren, ließ weißes Brod in Menge backen, Käse, Butter und Wein im Ueberfluße herbeyschaffen, und machte alle Anstalten nach der gewöhnlichen Art. Das erfuhr der Dorfsschulze, und stellte ihn darüber zur Rede. Matz aber hörte ihn gar nicht an, sondern schalt ihn sogleich auf das unhöflichste, und schimpfte dabey gewaltig über die Herrschaft. Am folgenden Tage gieng die Trauer, wie gewöhnlich, von Statten; ein großer Leichentrunk wurde gehalten, und am nächsten Sonntage erschien Matz mit Weib und Kindern, ganz schwarz in der Kirche. Auf einmal aber hatte der Staat ein Ende. Der Schulze zeigte den ganzen Vorgang beym Amte an. Matz wurde vorgeladen, und da er beym Amte gleichfalls sehr unbescheiden war: so glaubte man desto leichter der Angabe. Matz wurde also an einen Karren geschlossen, und mußte, mit seinem langen Flohr auf dem Hute, drey Wochen auf einer öffentlichen Straße, wo die Dorfsleute täglich vorbey gehen und fahren mußten, bey Wasser und Brod schanzen, dann dem Schulzen abbitten und viele Unkosten zahlen. Alle die Verwandten

die

die sich durch ihn hatten verleiten lassen, auch Trauerkleider anzulegen, wurden gleichfalls gestraft, und schalten nun über den Anstifter.

Sey nicht halsstarrig; denn man kann dergleichen Leute bald zwingen, und Unkosten, Schimpf und Schande sind ihr gewöhnlicher Lohn. Sprichw. 10, 8. Sir. 32, 21.

64. Die Communicanten.

So oft Wilhelms Kinder zum Nachtmahle gehn wollten, mußten sie zu ihrem Vater ganz alleine kommen; denn Wilhelm ließ sie nie ohne eine väterliche Ermahnung in die Beichte. Da stellte er denn einem jeden seine Fehler vor. Das kann der Prediger nicht so thun, wie ich, dachte er; denn theils weiß er ihre Fehler nicht so genau, theils hat er nicht Zeit, sich mit meinen Kindern allein abzugeben, und diese würden sich überdieß für beschimpft halten, wenn er so mit Fingern auf sie deuten wollte. Hört, Kinder! sagte also Wilhelm; der Mensch nimmt seine Fehler nicht in Einem Tage alle zugleich an, und legt sie auch nicht in Einem Tage auf einmal ab; aber allmählig muß er einen Fehler nach dem andern ablegen, und das geht am leichtesten in der Jugend; und das Nachtmahlgehen kann einen oft darin sehr unterstützen, wenn man sich nämlich, so oft man dabey erscheinen will, alle seine Unarten vorstellt, und Eine davon abzulegen sich jedesmal vornimmt, und das dem lieben Gott bey seinem Altare heilig verspricht, und an das Versprechen dann alle Tage im Gebete gedenkt. Ist man mit den wichtigsten Fehlern so ziemlich fertig: so fängt man an, sich zu besinnen, in welcher Tugend man bisher

am

am trägsten und nachläßigsten war, und nimmt sich vor, auch in dem Stücke sich zu bessern, und so wird man allmählig ganz gut, so weit es ein Mensch werden kann. Und hiemit erinnerte er ein jedes seiner Kinder an einen Hauptfehler, den es bisher an sich hatte; stellte ihm das Häßliche und Schädliche dieser Unart vor, und ließ es sich mit Hand und Mund versprechen, von diesem Nachtmahlsgenusse an, den Fehler zu lassen, und ihn dem lieben Gott feyerlich abzubitten. In der Folge erinnerte er oft seine Kinder an den Verspruch, und mit jedemmahle, da sie zum Nachtmahle giengen, wurden sie besser; und Wilhelm erlebte Freude und Vergnügen an ihnen.

65. Die großmüthigen Soldaten.

Wilhelm und Fritz nahmen einst im Kriege einen feindlichen Officier gefangen, der schwer verwundet war, und sie bat, ihm das Leben zu schenken. „Ihr „Leben ist bey uns sicher,“ antworteten sie, „denn „wir tödten keinen Gefangenen.“ Darauf bot er ihnen sein Geld, Uhr, Ring, und was er nur Gutes hatte, wenn sie ihn in Sicherheit brächten, und einen Feldscheerer verschaften, der ihn verbände. Nachdem sie nun alles von ihm genommen hatten, was er nur geben konnte, ohne von Geld oder Kleidung ganz entblößt zu seyn; so zeichneten sie seinen Namen und seine Würde sich auf; trugen ihn in Sicherheit, und schafften einen Wundarzt, der ihn verband. Als man die Verwundeten wegschaffte, da erkundigten sie sich nach dem Orte, wo dieses Officiers Aufenthalt, bis zu seiner Heilung, seyn würde. Kaum hatten sie erfahren, daß er nun von aller Beraubung sicher, und

O glück-

glücklich angekommen sey: so meldeten sie bey ihrem Obersten, daß sie von einem verwundeten feindlichen Officier so viel an Geld und Kostbarkeiten in Verwahrung genommen, welches sie hiemit ablieferten, mit der Bitte, es diesem Officier wieder zuzustellen. Der Brief gieng ab; und als er ankam, erstaunte der feindliche Officier über die edle uneigennützige Gesinnung dieser gemeinen Soldaten. Mit den größten Lobeserhebungen machte er ihre That bekannt, und schickte ihnen ein ansehnliches Geschenk, welches sie, weil es freywillig war, annahmen. Bald meldeten alle Zeitungen diese Geschichte. Und das Volk, wozu diese Soldaten gehörten, ward durch diese That nicht minder, als durch die gewonnene Schlacht, berühmt und geehrt. Luc. 3, 14.

66. Vom Unterschiede zwischen Muth und Tollkühnheit.

Zu Verona, einer berühmten Stadt in Welschland, verursachte einmal der dabey fliessende Fluß, den man die Etsche nennt, eine so heftige Ueberschwemmung, daß man alle Augenblicke fürchtete, die steinernen Brücken würden zusammen stürzen. Zum größten Unglücke wohnte ein Zöllner mit Weib und Kindern in einem Häuschen auf einer dieser Brücken, und hatte sich, ehe das Wasser so groß wurde, nicht geflüchtet. Jetzt war es leider zu spät. Ach! da weinten und jammerten Vater, Mutter und Kinder, und rangen die Hände gegen die Menge Volks, das von Ferne stand, und mit Angst und Beben den Einsturz erwartete. — Da kam ein edler Graf, Namens Spolverini, geritten, der erbarmete sich des Elendes,

hielt

hielt seinen Beutel empor, und rief: „Zweyhundert „Dukaten, wer es wagt, die Unglücklichen zu retten!!“ — Aber da kam kein Mensch, so gern auch jedermann die tausend Gulden verdient hätte; denn alles fürchtete sich vor der grausamen Fluth. Der Graf rief wieder; und siehe! da stieg ein armer Bauersmann in einen kleinen Schelch, und fuhr im Namen Gottes hinein. Ob ihn gleich immer die Wellen hin und her schleuderten und in den Grund stürzen wollten; so kam er doch glücklich an Ort und Stelle. Aber nun war das Wasser zu stürmisch, und der Schelch zu klein, um alle zugleich zu retten. Dreymal taumelte er sich also durch die Wellen; und dreymal wagte er sein Leben an der einfallenden Brücke; und dreymal half ihm Gott glücklich aus der Gefahr. Kaum war der Zöllner mit Weib und Kindern in Sicherheit, da stürzten die letzten Trümmer zusammen. — „Komm „her, komm her, edler Mann!“ rief freudig der großmüthige Graf, „hier sind deine 200 Dukaten!“ Nein, beßter Herr! sprach der Bauersmann: Für's Geld wag' ich mein Leben nicht, ob ich gleich arm bin. Da Sie aber einmal so großmüthig waren, das Geld zu versprechen: so schenken Sie es dem armen Zöllner, der Hab und Gut verlohren hat. So sagte der edle Bauersmann und gieng freudig davon.

War das Muth oder Tollkühnheit?

Am 27ten April 1785 wollte der Herzog Leopold von Braunschweig das nämliche thun, und bey Frankfurt an der Oder arme Leute aus der Wassersgefahr retten; aber er büßte darüber sein theures Leben ein. Viele tausend, tausend Menschen haben ihn beweint, denn er war ein Menschenfreund, und that vorzüg-

lich den Armen viel Gutes. Ihm zu Ehren wird zu Frankfurt an der Oder alljährlich sein Fest in der Soldatenschule gefeyert, die er gestiftet hat. —

Wer so sein Leben zum Besten anderer wagt, hat Ruhm und Ehre davon, und Gott wird's ihm lohnen. Wer aber aus Leichtsinn oder Frechheit, ohne Noth, sich in Gefahren begiebt, womit soll der sich trösten, wenn's ihm übel geht? Sir. 34, 16. 3, 27, 28.

67. Mäßigkeit.

Ein Gespräch.

Lehrer.

Sage mir den kleinen Vers her, den du gestern gelernt hast.

Karl. „Wie thöricht ist's, sich vieles nöthig machen,
Das theuer ist, und deß ich nicht bedarf.“

Lehrer. Genug. — Glaubst du auch, Karl, daß es thöricht ist, sich das Unnöthige nöthig zu machen?

Karl. O ja, das glaube ich wohl. Wenn ich z. B. statt Brod lauter Semmel essen wollte.

Lehrer. Wodurch wird das Unnöthig nöthig?

Karl. Wenn man sich verwöhnt.

Lehrer. Recht. Denn, um bey deinem gegebenen Beyspiele zu bleiben, wer lange nur Semmel ißt, dessen Magen wird zu schwach, um gröberes Brod zu verdauen. Weißt du nicht mehr Beyspiele?

Karl. Wer das Wasser für kein gutes Getränk hält, und, wenn er trinken will, glaubt, daß es Wein oder Bier seyn müsse.

Lehrer. Oder wer meint: Auf eine jede Mahlzeit gehöre ein Schluck Brantwein, sonst werde sie nicht

nicht verdaut ꝛc. Aber ich weiß noch ein Beyspiel, wo diese Verwöhnung dem ganzen Nahrungsstande recht schädlich wird. Dieses ist, die auch bey dem gemeinen Manne, hier und da einreissende Gewohnheit, des Morgens und Nachmittags Kaffee zu trinken.

Karl. Wie? sollte das so schädlich seyn? lieber Lehrer.

Lehrer. Was gehört zum Kaffee?

Karl. Heißes Wasser, Zucker, Milch und Kaffee.

Lehrer. Wenn z. B. des Nachmittags Wasser heiß werden soll, was gehört dazu?

Karl. Dazu gehört Feuer.

Lehrer. Also Holz. Wächst die Kaffeebohne hier zu Lande, und das Rohr, woraus der Zucker gemacht wird?

Karl. Nein, sondern in fremden Läadern.

Lehrer. Also, es muß gekauft werden; und das Geld dafür kommt nicht wieder in's Land, und das Land, welches kaufen muß, wird ärmer an Geld. Aber es ist noch ein Schade dabey. Der Mensch, der sich erst an diese warmen Getränke gewöhnt hat, wird dadurch, daß er sie endlich übermäßig genießen lernt, weil sie wohl schmecken, davon weichlich und schwach. Wenn er nun die mit einer übeln Verdauung verbundenen Plagen fühlt, so sucht er sich vielleicht durch Brantwein zu helfen. Diesen lernt er endlich eben so im Uebermaaße trinken, und wird dadurch denn vollends dumm, und zu allen Geschäften unbrauchbar. Was gehört nicht auch für Zeit, und theures Geschirr, um Kaffee machen und Trinken!

Karl. Und mein Vater spricht, wir Landleute könnten unsere Gerste nicht mehr so gut los werden, als sonst, weil das Bierbrauen in den Städten täglich schlechter gienge.

Lehrer. Deine Bemerkung ist richtig, Karl. Was ist also wahrer, als der kleine Vers, den du zu Anfang sagtest? — Was willst aber denn Du daraus lernen?

Karl. Daß ich mich an nichts gewöhne, was nicht mit meinem Stande, und mit meiner Gesundheit und mit dem Wohlstande meines Vaterlandes bestehen kann.

Lehrer. Und woran willst du dich denn gewöhnen?

Karl. Ich will mich zur Mäßigkeit gewöhnen.

Lehrer. Was verstehest du unter dem Worte Mäßigkeit?

Karl. Die Enthaltung von allem Unnöthigen und Ueberflüßigen.

Lehrer. Dann mußt du aber Zeitlebens immer trocknes Brod essen, und Wasser trinken.

Karl. Ich glaube nicht, wenn ich etwas angenehmeres habe. Nur muß ich mein Herz nicht so daran hängen, daß ich durch Ermangelung reitzender Speisen und Getränke gleich unglücklich werde.

Lehrer. Richtig! Wo wird es denn aber die meiste Ueberwindung kosten, um mäßig zu seyn? Bey Brod und Wasser? oder bey Wein und Bier, Kaffe und guten wohlschmeckenden Speisen?

Karl. Unstreitig bey letztern; denn Brod und Wasser reitzen uns nicht leicht zur Unmäßigkeit; wohl aber Wein und Kaffe und niedliche Eßwaaren.

Lehrer.

Lehrer. Also denjenigen nennen wir einen mäßigen Menschen, der nicht nur das Unnöthige gern entbehrt, sondern auch dann, wenn er Ueberfluß hat, des Guten nicht zu viel thut, und sich nicht an den Ueberfluß gewöhnt.

Karl. Dann ist ja wohl auch Mäßigkeit und Selbstverläugnung einerley?

Lehrer. Ja; in so weit als der Unmäßige sich nie selbst verläugnen, oder seinen Sinnen etwas abschlagen gelernt hat.

Halte Maaß in allen Dingen! Denn auch das Erlaubte wird schädlich durch Uebermaaß.

68. Der gewissenlose Wittwer.

Ein Wittwer hatte zwey Kinder und wollte wieder heyrathen, aber keine andere, als eine reiche Braut. Endlich fand er eine, die ihn mit der Bedingung nehmen wollte, wenn er hundert Thaler *baar Geld* hätte. Er für sich hatte nun nicht so viel; sondern, um so viel zu erlangen, beschlos er, seine Kinder um einen Theil ihres mütterlichen Vermögens zu betrügen. Das that er, und vergrub, mit Hülfe seiner Braut, des Abends vorher, als er bey den Gerichten Richtigkeit mit seinen Kindern machen, und den Nachlass seiner verstorbenen Frau *beschwören* sollte, hinter dem Dorfe einen Beutel mit hundert Thalern. Denn er glaubte thörichter Weise: nun könnte er sicher schwören, dass er nichts mehr *hätte*, als was er an-

angäbe, weil er doch nichts mehr im *Hause hätte.* Aber als er geschworen hatte, und nun sein Geld wieder holen und Verlöbniss halten wollte, da war das Geld fort, denn ein im Backofen liegender Bettler hatte durch die Thüre zugesehen, und war des Nachts mit dem Gelde davon gegangen: Er lief eiligst zu seiner Braut, und glaubte, sie hätte es im Scherz weggenommen; als sie es aber läugnete, ward er unwillig, und sie geriethen in den heftigsten Streit, der sich mit grosser Verbitterung endigte, sie wollte ihn nun nicht heyrathen, sondern verklagte ihn, weil er sie eine Diebinn gescholten und sogar geschlagen hatte; er aber ward, als die That bekannt wurde, wie ein meineidiger Betrüger, und sie als eine Theilnehmerinn an dem Betruge, gestraft.

Geitz führt zu Lastern.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Wer Unrecht säet, wird Mühe und Verdruss ärnten. Sir. 19, 19. 21, 2. 3. 20. 25.

69. Die Stiefmutter.

Luise heyrathete einen Wittwer mit drey kleinen Kindern. An ihrem Hochzeittage betete sie zu Gott und sprach: „Ach Herr mein Gott! das Schicksal „aller Menschen kommt auf deinen Willen an. Ich „soll die Gehülfinn dieses Mannes werden, indem „ich an die Stelle der verstorbenen Frau trete, auch „soll

„soll ich ihre Pflichten übernehmen, und Mutter die-
„ser armen verlassenen Kinder werden. Es mag die-
„ses aber wohl eine schwere Sache seyn; — Doch ich
„gelobe und verspreche es dir, du allwissender Gott,
„weil ich heute den aufrichtigen Vorsatz dazu habe:
„alle Tage meines Lebens will ich mich an diesen Vor-
„satz erinnern; hilf mir, o Gott, daß ich ihn voll-
„bringe!"

Als sie aufstand, nahm sie das rothe Band, mit dem sie als Braut aufgeputzt war, knüpfte es an ihr Bette, und sagte zu sich selbst: „So oft ich dieses „Band sehen werde, will ich mich meines guten Vor„satzes erinnern."

Sie lebte zu ihres Mannes Freude, und brachte Glück und Segen über ihr Haus.

Was dir zu merken wichtig ist, daran erinnere dich durch Denkzeichen.

Eine gute Stiefmutter, sonderlich wenn sie selbst Kinder hat, ist doppelter Ehren werth, weil es ihr viel Mühe kostet, zwischen ihren eigenen und ihres Mannes Kindern, die nöthige Unpartheylichkeit zu behaupten, und gerecht zu handeln.

70. Die schlimme Frau.

Lucie war so abgünstig, daß sie sich selbst nicht satt aß, und auch nicht leiden mochte, daß jemand in ihrem Hause satt wurde. Sie buck solches Brod, daß es keiner essen oder verdauen konnte, damit es desto länger dauern und nachhalten möchte. Das Zeug wurde nicht oft genug gewaschen, weil sie fürchtete,

es möchte Seifen kosten und dünne gerieben werden. Ihre Kinder sollten, um das Schulgeld zu sparen, nicht in die Schule gehen. Ihrem etwas schwächlichen Manne begegnete sie hart, und kränkte ihn mit beständigem Schelten und Lermen, wenn er etwa den Schimmel vom Brode schabte, bevor er es aufschnitt, oder eines Dienstboten sich annahm, dem offenbar Unrecht geschah. Wenn sie Korn maaß zur Saat, so strich sie es immer wieder halb aus der Metze, und betrog damit ihren eigenen Acker. Kurz, es war eine recht schlimme Frau.

Einsmals kam ein Aschenhändler zu ihr, und sie verhandelte ihm alle ihre Asche. Damit aber der Mann doch diejenige nicht bekäme, welche eben auf dem Heerde lag: so raffte sie dieselbe eiligst zusammen, und schüttete sie in eine Bodenkammer. In der Asche war eine Kohle, die faßte Glut, und in wenig Stunden brannte ihr Haus lichterloh. Eine Magd hatte sie sehen die Asche verstecken, diese gab es bey den Gerichten an, und Lucie ward auf einige Jahre zu schwerer Strafe gezogen.

Es müsse böser Geitz stets ferne von uns seyn!
Ich will von meinem Glück auch andre gern erfreu'n!
Und wenn ich mehr, als sie, von Gott empfangen habe:
So stärke dieß mein Herz zu jeder milden Gabe.

Jac. 5, 4. Ebr. 13, 5. 1 Tim. 2, 12. Sirach 14, 4. 5.

71. Die Lerche. Eine Fabel.

Als einstmals das Korn reifte, und seine vollen Aehren sich zu zeigen anfiengen, da sprach eine Feldlerche zu ihren noch unbefiederten Jungen:

„Bald wird man ärnten, und wir müssen uns um „bessere Sicherheit bekümmern. — Darum gebt „wohl acht, was gesprochen wird, wenn der Herr „die Aernte besieht, und sagt mir's, wenn ich vom „Bache zurück komme."

Die alte Lerche flog fort. Indeß kam der Herr mit seinem Sohne, das Korn zu besehen. „Sieh, mein „Sohn!" sprach er, „das Korn ist ja schon reif. — „Was verschieben wir länger die Aernte? — Geh du „eilend hin zu unsern Freunden, und bitte sie, daß „sie morgen früh kommen, und uns ärnten helfen."

Als die alte Lerche zurück kam, da schlugen die Kleinen ihre Flügelchen zusammen, und meldeten mit Zittern die bevorstehende Gefahr.

„Seyd ruhig, Kinder," antwortete die Alte. „Die „Freunde drängen sich eben nicht nach Arbeit und „Mühe. Genug, morgen wird nicht geärntet. „Gebt nur ferner acht, was gesprochen wird."

Am andern Tag flog sie wieder, wie gewöhnlich, zum Wasser. Die Sonne schien schon heiß, und der Herr, der lange vergebens auf die Freunde gewartet hatte, rief endlich seinem Sohne, und sprach: „Das sind „schlimme Zauderer, unsere Freunde! oder sie kommen wohl gar nicht — Lauf du lieber hin und sag „es deinen Schwägern und Vettern, daß sie morgen „früh her kommen, und uns helfen."

Als die alte Lerche wieder kam, da war neue und größere Furcht bey den Jungen. „Nun hat der Herr," riefen sie, „zu den Schwägern und Vettern geschickt. — Ach Mutter, eilet, bringt uns fort, „sonst ärnten sie, und greifen uns."

„Die Vettern und Schwäger," antwortete die alte Lerche, „die vertreiben uns auch noch nicht! „Noch hat's keine Noth."

Und in der That, als der dritte Morgen erschien, da kam weder Vetter noch Schwager.

Nun war der Herr des Korns ungeduldig, rief seinem Sohne, und sprach: „Nein, das ist zu toll! „verlasse sich ja keiner auf andere! Gehe hin, mein „Sohn! und hole dir eine Sichel, und mir eine. „Wir wollen selbst daran gehen, sonst fällt das Korn „noch gar aus, wenn es länger steht."

Als die alte Lerche dieses hörte, sprach sie: „Nun, Kinder, ist nicht länger zu warten. — „Jetzt wird es Ernst!"

Und darauf eilte sie mit ihren Jungen in die nächste Gerste, die noch grün war.

In solche Fabeln kleideten die Weisen vor Alters manche gute Lehren ein, um sie angenehmer und dem Gedächtnisse behaltbarer zu machen. Eine solche Fabel ist unter andern in der Bibel, die vom Dornstrauche, im Buche der Richter, 1. Kap. 9, 8. ꝛc. Das gewöhnliche Kennzeichen dieser Erzählungen, die man Fabeln nennt, ist, daß darin solche Dinge, die weder so, wie die Menschen denken, noch reden können, doch als redend eingeführt werden.

72. Glückseligkeit.

Michel war stets seufzend, unzufrieden und mürrisch; obgleich ausser ihm kein Mensch finden konnte, daß er es eben zu seyn Ursache hätte. Das kam aber daher; er sah immer auf das, was ihm fehlte; niemals aber auf das, was er hatte, und zerarbeitete sich beständig, um Mittel zur Glückseligkeit anzuschaffen, ohne jemals den Zweck selbst, nemlich Glückseligkeit, zu genießen. Als er nun auch einst gegen Wilhelm klagte, da brachte dieser ihn darüber zur bessern Erkenntniß, durch folgendes Gleichniß: „Lieber Nachbar," sprach Wilhelm, „wir wollen einmal die „Glückseligkeit, oder das Glücklichseyn, uns als ein „Haus, das einer bauen wollte, vorstellen. Wie nun „der, der da stets Kalch, Sand, Holz und Steine „zusammen fährt, aber nicht wirklich bauet, dadurch „noch kein Haus erhält, so wird auch der nicht glück„lich, der blos Mittel zur Glückseligkeit anschaft, das „ist, viel Gutes liefet und lernt, viel Güter erwirbt, „und hat; aber sich selbst nicht glücklich dadurch „macht."

Michel verstand Wilhelmen noch nicht recht. Er fragte also, „was denn Glückseligkeit eigentlich wä„re? — „Glückseligkeit oder Glücklichseyn, sagte Wilhelm, „ist mehrentheils der Wiederschein von der „Freude, die man andern gemacht hat, oder machen „wollte. Thue Gutes, weil du Gott und deine Mit„menschen liebst; hilf, wo du kannst, mit Rath und „That; mache, daß von deinetwegen des Guten mehr „und des Bösen weniger in der Welt werde; so wirst „du glücklich seyn können." Und dann

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre froh, was du nicht hast.
Wie jeder Stand hat seinen Frieden,
So hat auch jeder seine Last.
Durch Murren wächst nur unser Leiden;
Fürwahr es mindert keine Noth!
Sey froh, und danke Gott mit Freuden
Für Wasser und für trocknes Brod!

73. Die Insel Terra.

Auf der Insel Terra waren viele Einwohner; aber sie waren sehr unwissend, und entweder mit dem gröbsten Aberglauben, oder mit einer Gemüthsart behaftet, vermöge deren sie an allem zweifelten und sich nie recht beruhigen konnten.

Mit diesen Einwohnern hatte es eine besondere Bewandniß, daß sie nicht beständig auf dieser Insel bleiben konnten, sondern alle, nach einiger Zeit, der eine früh, der andere spät, nach dem Willen des Königs, in andere Inseln versetzt wurden. Und bey dieser Versetzung kam ihr Glück darauf an, wie sie sich auf der Insel Terra betragen, und wozu sie sich zu der Zeit ihrer Versetzung tüchtig und brauchbar befunden. Es mußte also diesen Leuten sehr viel daran gelegen seyn, zu wissen, was ihr König von ihnen forderte. Und daher war es denn auch kein kleines Unglück für sie, daß keiner eigentlich wußte, wie er es seinem Könige recht machen sollte, weil dessen böse Statthalter bald dieses, bald jenes, und oft ganz widersprechende Dinge, von ihm, seinen Gesinnungen, und seinem Willen, bekannt machten. Wenn

sie denn das Volk mit der Nachricht von der Ungnade des Königs erst geschreckt hatten: so ersannen sie allerley kostbare Versöhnungsmittel, womit sie ihren Eigennutz und Stolz, nicht aber den König befriedigten. Als aber die Noth groß wurde, und einige im Volke, der vielen Widersprüche wegen, schon zu zweifeln anfiengen, ob sie auch wirklich einen König hätten — (der doch, guter Ursache wegen, dem Volke sich nicht selbst zeigen konnte;) da begab sich, aus Mitleiden, der Sohn des Königs selbst nach dieser Insel, und belehrte, von ihnen völlig unerkannt, die Einwohner, was eigentlich seines Vaters Wille sey, und wie sie handeln müßten, um seiner beständigen Gnade, und der gewissen Verbesserung ihres Zustandes bey ihrer Versetzung, versichert zu bleiben.

Anfänglich wollte diesem Königssohne nicht sogleich jemand glauben. Aber da ihm sein Vater die Erlaubniß gegeben hatte, über alle seine Schätze zu gebieten, und sich derselben in jedem nöthigen Falle frey zu bedienen: so verschaffte seine ungewöhnliche Wohlthätigkeit gegen die Nothleidenden ihm bald eine große Liebe bey dem gemeinen Volke, davon einige beständig ihn begleiteten. Nur die Reichen, die an der Regierung Theil nahmen, und das Volk zu lehren bestellt waren, (einige wenige Verständige darunter ausgenommen) verachteten ihn, und spotteten der geringen Gestalt, worunter er seine Hoheit versteckte. Doch als sie sahen, daß ein großes Aufsehen seinetwegen entstand, und als das Volk in seinen Lehren und Vorschriften mehr Nützliches und Vernunftmäßiges fand, als in den ihrigen; fiengen sie an, diesen gutthätigen und menschenfreundlichen Königssohn für

eine

eine gefährliche, und durchaus nicht zu duldende Person auszugeben. Sonderlich aber haßten sie ihn deßwegen, weil das Volk ihren einträglichen Betrügereyen, nachdem es über die Gesinnungen des Königs besser belehrt war, künftig nicht mehr, wie sonst, glauben würde. —

Sie legten also dem Königssohne verfängliche Fragen vor, ob er sich etwa versprechen möchte, damit sie, mit einigem Scheine, ihn gefangen setzen könnten.

Aber er blieb wohlthätig und weise. Sie hingegen, ob sie gleich am Ende von ihm selbst seine Würde vernahmen — (welche sie ohnehin aus dem, was er that, hätten vermuthen können) — wurden so erbittert, und durch Verzweiflung so geblendet, daß sie nicht eher ruhten, als bis sie ihn auf eine schmerzliche Art hatten hinrichten lassen.

Das Uebrige dieser Geschichte will ich ein andermal erzählen.

Man nennt eine solche Erzählung einer wichtigen Sache mit andern Worten, um sie einleuchtender zu machen, ein Gleichniß.

74. Die Schatzgräberey.

Ein Bauer hinterließ ein schönes Ackergut, und nur einen Sohn.

Als der Vater noch lebte, vermahnte er den Sohn oft zur Arbeit, und sagte: „Hans, wer fleißig arbeitet,

beitet, der hat Brod; aber der Faule muß darben." Doch Hans gieng lieber in das Wirthshaus, und hörte gern was Neues. Als der Vater todt war, da that Hans vollends gar keine Ackerarbeit mehr; sondern kam nicht eher aus dem Wirthshause weg, als bis er zu Bette gieng. Einst kam ein Bergmann in das Wirthshaus, ein listiger Betrüger. Hans sprach und trank mit ihm. Da merkte denn der Bergmann bald, daß Hans dumm und unwissend sey. Er fieng also vom Schatzgraben zu reden an, und rühmte, daß er verschiedene Schätze wüßte. Das gefiel Hansen wohl. Er bezahlte ein Glas Wein nach dem andern für den Bergmann, und beym Trunke wurden sie recht vertraut. Da erfuhr Hans vom Bergmanne, daß im nächsten Wäldchen ein Schatz stünde. „Bruder," sagte der Bauer, wenn du ihn weißt, warum hast „du ihn denn nicht schon gehoben?" „Ja," sagte der Bergmann, „das geht nicht sogleich. — „Ich bin „arm. — Wenn ich drey und dreyßig Gulden, drey „Groschen und drey Pfennige in Gold- Silber- und „Kupfergeld hätte, womit ich den Schatz herauf locken „könnte; dann wollte ich ihn gleich haben." „Bru„der," rief Hans voller Freuden, „so viel habe ich „eben in der Tasche, und wohl mehr. Ich habe heute „ein Pferd verkauft. — Drey Karolin, drey Silber„groschen, und drey Kupferpfennige — Nicht wahr, „das macht drey und dreyßig Gulden, drey Groschen „und drey Pfennige, in dreyerley Geld?" „Gut, sagte der Bergmann, „um zwölf Uhr in der Nacht gehen wir „hin, und du sollst die Hälfte vom Schatze haben, weil „du das Geld hergiebst." Sie giengen also hin in das Wäldchen. Der Bergmann nahm die drey und dreyßig Gulden, drey Groschen, drey Pfennige in

Empfang, stellte Hansen an einen Eichbaum, und verbot ihm bey Lebensgefahr, zu reden; gebot ihm dagegen, dort drey Stunden stille zu stehen. Indeß der Bauer stille stand, gieng der Bergmann mit dem Gelde über die Gränze, und davon. Am Morgen kam der betrogene Hans, der lange gefroren und gewartet hatte, nach Hause; und wem er sein Unglück erzählte, der lachte ihn aus.

Jeder Mensch hat eine Kraft zu glauben. Aber nur das Glaubwürdige verdient, daß man es glaube.

75. Ich habe mich in der Ursache geirrt.

„Wenn ich nur einen Lappen von einem Gehenkten „hätte, um meine Pferde damit täglich abzuwischen; „dann sollten sie schon zunehmen und gedeihen!" So sprach Fritz zu einem verständigen Herrn, bey dem er eben als Knecht in Dienste gekommen war. Als ihm nun der Herr dieses widerlegte: so führte Fritz das Beyspiel von einem Knechte in dem Dorfe an, wo er zu Hause gehörte. Dieser Knecht, erzählte Fritz, wäre auch zu einem Gespann magerer Pferde gekommen; aber er sey bald des Nachts zu einem Galgen gelaufen, und habe dort dem Gehenkten einen Lappen abgerissen; und als er die Pferde damit täglich gewischt, so wären sie zur Verwunderung aller Leute immer kräftiger und fleischichter geworden. Also meynst du, Fritz, sprach der Herr, daß wirklich bloß der Lappen vom Gehenkten die Pferde fett gemacht habe?

Fritz. Ja Herr, was sonst? Vorher waren sie so schlecht, daß sie nicht gehen konnten.

Herr.

Herr. Wenn du willst, so will ich dir von dieser thörichten Meynung helfen. Antworte mir nur auf meine Fragen: Hatte der Knecht, der den Lappen des Nachts vom Galgen holte, seine Pferde lieb?

Fritz. Ja Herr. Sonst würde er sich die Mühe nicht gegeben haben.

Herr. Wer die Pferde liebt, und wünscht, daß sie zunehmen sollen, läßt der sie etwa auch hungern und dursten? oder überlagt er sie? oder ladet er mehr auf, als sie ziehen können? — oder giebt er ihnen unreines, schlechtes Futter, oder zur Unzeit, wenn es ihnen schadet? — oder läßt er sie ungeputzt auf unreiner Streu in ihrem Miste verderben?

Fritz. Nein, Herr, das wäre ein schlechter Knecht.

Herr. Da nun der Knecht, von dem du sagtest, er hätte sich nicht gescheut, aus Liebe zu seinen Pferden, des Nachts vom Gehenkten heimlich einen Lappen zu holen, damit eine so große Probe seiner Liebe zu den Pferden gab; meynst du, daß er nicht auch an diese letztern Stücke werde Fleiß gewendet haben? Und wenn das ist, was ist natürlicher, als daß die Pferde, die bey dem vorigen Knechte, der vermuthlich keine Liebe zu seinem Vieh trug, abgenommen hatten, bey diesem Knechte, der sie so gern empor bringen wollte, wieder in Aufnahme gekommen sind? Gewiß, Fritz, der Lappen half weiter nichts, als daß er den Vorsatz des Knechts bewies und bestättigte, nämlich seine magern Pferde durch alle nur mögliche Mittel wieder zu Fleisch und Kräften zu bringen.

Fritz. Herr, ihr werdet wohl recht haben. Aber in meinem Dorfe glaubten alle Leute, daß es der Lay-en: gethan hätte. —

Was der Mensch recht ernstlich will, das richtet er auch aus, wenn er kann. Wenn man nun vielerley Mittel zugleich braucht, und es erfolgt, was man wünscht: so ist's ein gewöhnlicher Fehler der meisten Menschen, daß sie dem unwahrscheinlichsten Mittel, wenn es nur etwas Besonderes an sich hat, diesen Erfolg zuschreiben. Das heißt, sie nehmen etwas für die Ursache einer Wirkung an, die es weder ist, noch seyn kann.

76. Ein Wettergespräch.

„Nun hat sich endlich der Wind gedreht. Die Fahne „steht von Morgen!“ sagte ein Sohn zu seinem Vater, nach einem lang anhaltenden Regen.

Vater. Was soll denn das bedeuten?

Sohn. Schön Wetter.

Vater. Warum soll denn aber gerade jezt schön Wetter kommen, da der Wind von Morgen weht?

Sohn. Die Erfahrung lehrt es eben.

Vater. Weißt du nicht mehr, wie kluge Leute fragen sollen?

Sohn. Ja, lieber Vater! Ihr habt mich's erst vor Kurzem gelehrt. Man soll fragen: Wie? Wann? Wo? Warum? Wozu? und Wodurch?

Vater. Und doch hast du hier das Warum? vergessen.

Sohn.

Sohn. O sagt mir's, lieber Vater: warum gerade schön Wetter kommt, wenn der Wind von Osten weht.

Vater. Weißt du denn, wo Regen, Schnee und Hagel her kommen?

Sohn. O ja. Aus den Wolken. Schnee ist gefrorner Staubregen, und Hagel ist tropfenweis gefrorner Regen, weil die obere Luft im Sommer oft eiskalt ist, so daß es einen auf sehr hohen Bergen in den Hundstagen oft frieren soll, wie unser Lehrer sagt.

Vater. Wo kommt denn aber das Wasser her, das über uns Wolken macht?

Sohn. Aus der Erde steigt es auf, wie der Dampf aus einem siedenden Topfe.

Vater. Richtig! Und wenn dann in der Luft solche Dünste dick an einander kommen, und mehrere so ganz kleine Dunsttröpfchen zusammen rinnen und zu schwer werden, was geschieht dann?

Sohn. Es regnet.

Vater. Sage mir nun auch: wo glaubst du wohl, daß die meisten Dünste in die Höhe steigen: von dem trocknen Lande, oder aus dem Wasser?

Sohn. Ganz natürlich aus dem Wasser. Das sieht man ja an Flüssen und Weyhern, vorzüglich des Morgens und Abends.

Vater. Wie nennt man nun die größten Wasser auf unserm Erdboden?

Sohn. Die See, oder das Meer.

Vater. Weißt du mir zu sagen, wo das Meer am weitesten von uns entfernt ist?

Sohn. Das weiß ich nun nicht; aber doch glaub' ich gegen Morgen; denn nun merk' ich schon, wo es hinaus will.

Vater. Nun was merkst du denn?

Sohn. Wo uns das Meer am nächsten ist, da können auch die Wolken, die daraus aufsteigen, am leichtesten und geschwindesten zu uns getrieben werden, wenn der Wind von da her kommt; wo aber die See am weitesten weg ist, da kommen die Wolken nicht so leicht zu uns, weil sie schon unter Wegs nieder regnen.

Vater. Getroffen! Gegen Morgen liegt uns Polen, Rußland und ganz Asien. Bis über diese ungeheuern Länder die Seewolken zu uns kommen, hält es ungemein schwer, und das, was Flüsse und das trockne Land ausdünsten, ist von keiner so großen Bedeutung, als die Ausdünstung der offenbaren See.

Sohn. Das freut mich aber, lieber Vater! daß ich nun wieder etwas weiß, woran ich Zeitlebens nicht gedacht habe.

Vater. Künftig vergiß also nirgends deine Fragen, und erforsche überall, wo es möglich ist, Ursache und Wirkung.

77. Das entdeckte Gespenst.

An einen Kirchhof stieß ein Garten, worin viel Obst war. Böse Buben pflegten des Nachts in diesen Garten zu steigen, und Obst zu stehlen. Damit aber keiner über den Kirchhof gehen, und sie stören möchte: so mußte einer von ihnen ein weißes Hemd anziehen und auf dem Kirchhofe des Nachts spazieren gehn. Einst sollte ein gewisser Mensch, der den Namen Hans führte, über diesen Kirchhof gehen. Er sah die weiße Gestalt; fürchtete sich, lief davon, und erzählte mit vielen Versicherungen, er habe ein Gespenst gesehen.

Eben dieser Dieb war nun dreist geworden, weil sich Hans vor ihm gefürchtet hatte, und trieb sein Spiel weiter fort. Bald aber hatte seine Betrügerey ein Ende. Denn ein Jäger, der mit der Flinte spät von der Jagd kam, gieng über diesen Kirchhof. Die weiße Gestalt zeigte sich, wie gewöhnlich, und gieng auf den Jäger zu. Dieser rief und sprach: „Steh! „und sage, wer du bist; sonst geht es dir übel.“ Da der Betrüger aber nicht antwortete, weil er glaubte, der Jäger würde auch, wie Hans, davon laufen: so schoß der Jäger ihm die Füße voll kleinen Schroots, so daß er umfiel, und lange daran heilen mußte. Weish. 17, 6.

78. Der Zuhörer, wie er seyn soll.

Wenn Wilhelm wußte, daß den Tag geprediget wurde: so pflegte er eine halbe Stunde vorher, ehe die Predigt angieng, sich von allen Geschäften zu entfernen, etwa die Epistel und das Evangelium durchzule-

sen, und darüber nachzudenken. Wenn er zur Kirche gieng, dann vermied er allerley Geschwätz von Neuigkeiten vor der Kirchthüre, und gieng deßwegen nicht eher, als bis es eben Zeit war. Nun war sein Gemüth vorbereitet, und er war begierig zu wissen, was über die Worte, deren Innhalt er, nach dem Maaße seiner Einsichten, sich schon selbst ausgelegt hatte, der Prediger ihm noch für bessere Erkenntniß schaffen würde. In der Predigt schlief er nicht, oder hatte etwa fremde Gedanken; sondern er war beständig bemüht, mit dem Prediger fort zu denken. Und daher kam es nun, daß er so viel aus der Predigt merken, und nachher sie mit seinen Kindern wiederholen konnte. Davon aber hatte nicht allein er selbst, sondern auch sein ganzes Haus wahren Vortheil. Denn seine Kinder vergaßen Gott und seine Gebote nicht, und sein Gesinde wurde treu und gewissenhaft. Pred. Sal. 4, 17. Jac. 1, 22—25.

79. Anton.

Anton meynte es gut, aber es fehlte ihm an Klugheit. Er sprach oft wider das Böse; meistens aber zur Unzeit, und wenn ihn niemand hören wollte, oder die Leute gar ihn deßhalb verhöhnten. Und wenn er dann in Eifer gerieth, dann fehlte er gar sehr in der Wahl der Worte. Also brachten seine sonst guten Lehren wenig Frucht, sondern ihm nur Verdruß. Einst klagte er gegen Wilhelm, wie es ihm in diesem Stücke gienge; und dieser belehrte ihn durch folgendes Gleichniß:

„Lieber Anton! es ist mit guten Lehren, wie mit „gutem Saamen. Ein kluger Säemann wirft diesen „nicht

„nicht bloß nur hin, sondern er bereitet zuvor sein „Land, und giebt Acht, ob es auch in dem Stande sich „befinde, mit Vortheil besäet zu werden. Denn wenn „dieses nicht ist: so mag der Saame noch so köstlich „seyn, er wird wenig Frucht bringen. Und deßwegen „schickt sich zum Säemann nicht ein jeder im Dorfe. So „auch, wenn man andre belehren oder bessern will. — „Es gehört viel Klugheit dazu, die Gelegenheiten und „Umstände wohl zu prüfen und zu nutzen. Wer dazu „keine Gaben hat, der beßre lieber bloß sich selbst." Spr. 23, 9. Jac. 3, 1.

80. Die Wiedererstattung.

Ein Verwalter, der durch falsche Rechnungen seinen Herrn um viel Geld betrogen hatte, verfiel in eine schmerzliche und gefährliche Krankheit. Da wachte sein Gewissen in den langen schlaflosen Nächten auf. Er wußte vor Angst nicht zu bleiben. Endlich ließ er den Prediger rufen, und bekannte ihm, was er gethan hatte. Der Prediger, ein verständiger Mann, sagte ihm, daß er nicht eher Trost erlangen könnte, bis er sein verübtes Unrecht, so viel an ihm wäre, wieder gut gemacht, und das gestohlene Gut seinem Herrn wieder gegeben hätte. „Wenn ich das thue," sagte der Kranke, „so werd' ich zu Schanden vor aller „Welt, und meine unschuldige Frau und Kinder „müssen betteln." „Wer Unrecht thut, dem gebührt „Schande, antwortete der Prediger, und wenn eins „seyn muß, so ist's besser, hier zu Schanden werden „als dort. Thun Sie wenigstens von nun an Ihre „Pflicht, da Sie dieselbe nicht eher gethan haben; „geben Sie ein gutes Exempel, und überlassen es dann

„Gott, die Ihrigen zu versorgen." Der Kranke war dieser Ermahnung gehorsam, und der Prediger empfieng von ihm das Geld, um es dem Herrn mit der demüthigen Bitte zuzustellen, ihm seine schlechte Handlung um Gottes willen zu vergeben. Der Herr nahm das Geld, und ließ dem Kranken seine herzliche Verzeihung versichern, der nun getröstet und ruhig starb. Nach seinem Tode schenkte der rechtschaffene Herr dieses Geld den Hinterbliebenen; und nun hatte Gott für das Glück vieler Personen gesorgt. Ein Sünder hatte einen starken Beweis seiner aufrichtigen Besserung, und ein sehr gutes Beyspiel gegeben. Der Herr hatte christliche Wohlthätigkeit bewiesen. Und die durch des Sterbenden Wiedererstattung verarmte Familie, genoß nun, durch des Herrn Gnade, mit Recht und im Segen ein Gut, welches ihr sonst, auch wenn es verschwiegen geblieben wäre, als ein ungerechtes Gut, doch nur Fluch und Unsegen gebracht hätte. 2 Mos. 22, 3—7.

81. Der Herr kommt.

Hans und Michel zankten sich bey der Arbeit, und nachdem sie sich mit vielen Schimpfwörtern zum Zorn gereitzt hatten, wollten sie sich auch schlagen. Aber indem sie schon die Hände gegen einander aufhoben, kam ihr Herr ihnen zu Gesichte. Sogleich hatte der Zank ein Ende, und ein jeder gieng still zu seinem Geschäfte.

So wie hier der bloße Gedanke: „was wird dein „liebreicher Herr von deiner Handlung urtheilen?" den

den Ausbrüchen einer der heftigsten Leidenschaften augenblicklich Einhalt that: so vermag es gewiß auch, bey allen Gelegenheiten zur Ausübung einer Sünde, der Gedanke an den alles wissenden, und allenthalben gegenwärtigen Gott.

Gottes vergessen, ist die wahre Ursache der Sünde.

Sagt also niemals: die Verführung war mir zu stark, die Versuchung zu unüberwindlich. — Der Teufel verblendete, verleitete mich. — Bekennt vielmehr: Ich dachte nicht an Gott; ich glaubte nicht, daß Gott denen, die ihn suchen, das ist, die aus Liebe zu ihm das Gute thun und das Böse lassen, ein Vergelter seyn werde; ich hatte nicht genug Fleiß daran gewendet, mit Gottes Wort im voraus meine Seele zu nähren und zu stärken; und hatte dessen Erklärung in der Predigt versäumt; den Umgang der guten Menschen vermieden, die Gesellschaft der Bösen und Leichtsinnigen aber gesucht; ich glaubte nicht, daß es nöthig sey, mich selbst kennen zu lernen, und zu welcher Art Sünden ich am meisten geneigt sey. Am wenigsten hatte ich mir Mühe gegeben, bösen Gedanken zu widerstehen und böser Gewohnheiten los zu werden. Hätte ich das ehrlich und lange genug geglaubt und gethan; gewiß, mich hätte weder ein Mensch noch ein Geist zum Bösen verführen können. Ps. 50, 22. Jac. 1, 13. 14. Sir. 23, 26—29.

82. Vom glauben und nicht glauben.

Ein Gespräch.

Der Lehrer.

Wenn einem Reisenden, der bey eintretender Nacht, und in einem unsichern Lande sich verirrt hätte, jemand begegnete, der sich des Verirrten erbarmte, so daß er ihm nicht allein den rechten Weg sagte, sondern ihn auch selbst darauf brächte, was müßte der Verirrte billig thun?

Der Schüler. Ihm danken, und den gewiesenen Weg betreten.

Lehrer. Aber bald wieder den Weg verlassen?

Schüler. Nein; sondern eben darauf sehen, daß er ihn nicht verlöhre, und so lange darauf bleiben, bis er ihn an Ort und Stelle gebracht hätte.

Lehrer. Oder wenn du in's Wasser gefallen wärest, und ich würfe dir ein Seil hin, um dich daran heraus zu ziehen, was müßtest du thun?

Schüler. Das Seil ergreifen.

Lehrer. Aber wenn ich dich nun bald heraus gezogen hatte, müßtest du es dann wieder los lassen?

Schüler. Nein, sondern es so lange fest halten, bis ich gerettet wäre.

Lehrer. Oder wenn ein Arzt, der alle Kennzeichen eines verständigen Arztes hätte, hülflosen Kranken helfen wollte, wäre da nicht Zutrauen des Kranken Pflicht?

Schüler.

Schüler. Allerdings.

Lehrer. Und wodurch müßte der Kranke dieses Zutrauen gegen den Arzt beweisen?

Schüler. Er müßte seinen Vorschriften gehorsam seyn, dessen Einrichtungen, wenn sie ihm auch unangenehm wären, sich gefallen lassen, ihn für die geleistete Hülfe lieben, und ihm dankbar seyn.

Lehrer. Also hier ist zweyerley Geschäft. Das eine ist das Geschäft des Helfers, und das andere des Hülfsbedürftigen. Wenn jeder das Seinige thut, dann erfolgt Rettung.

Wenn du also in einer großen Noth und Gefahr wärest, und ich riefe dir zu: bediene dich dieses oder jenes Mittels zu deiner Rettung! und du meyntest vorerst nicht, daß es ein gutes Mittel wäre: könnte dich dann mein bloßer Zuruf retten?

Schüler. Nicht wohl. —

Lehrer. Oder zum andern: du wolltest aus Trägheit, oder Eigensinn dich des angebotnen Mittels, wenn du es auch für gut hieltest, nicht bedienen: würde dir dann dadurch geholfen werden?

Schüler. Eben so wenig.

Lehrer. Oder drittens: du versuchtest es auch wirklich, ließest aber bald nach, etwa bey der geringsten Schwierigkeit?

Schüler. Auch dann läge die Schuld an mir, wenn ich nicht gerettet würde.

Lehrer. Diese Gleichnisse wollen wir nun auf die Bibel anwenden. Aus der Bibel lernen wir, was Gott für Anstalten gemacht hat, die Menschen von

Un-

Unwissenheit und Irrthum zu befreyen, oder, wie die Schrift sagt, aus der Finsterniß zu erlösen, und durch Christum, das ist, durch Befolgung seines Raths und Beyspiels, glücklich zu machen. Wenn dich nun aber das, was dich die Bibel lehrt, etwas helfen soll — —

Schüler. So muß ich auch glauben, daß mir's gut ist.

Lehrer. Was gehört aber noch mehr dazu?

Schüler. Daß ich auch die Mittel gebrauche, die sie mir zur Glückseligkeit vorschlägt.

Lehrer. Und noch etwas?

Schüler. Daß ich mit dem Gebrauche der Mittel anhalte, und nicht sogleich wieder nachlasse.

Lehrer. Siehe, mein Sohn! das alles begreift die Bibel unter dem Worte glauben, wenn sie sagt, daß man durch den Glauben glückselig werde.

Schüler. Jetzt, lieber Lehrer! versteh' ich erst den Spruch: Wer glaubt, wird selig; wer aber nicht glaubt, bleibt unglücklich.

Lehrer. Ja wohl mußt du jetzt den Spruch Christi ganz verstehen, der eigentlich, wenn wir ihn auf uns anwenden, so viel sagen will: Wer das, was ihm die Bibel über Recht und Unrecht, und von Gott und seinem Willen sagt, recht verstehen lernt, es für nöthig und nützlich hält, und auch darnach lebt, der wird glücklich; wer das aber verachtet und nicht lernen mag, oder, wenn er es auch weiß, doch wenigstens nicht darnach zu thun verlangt, der versinkt immer tiefer in Irrthum und böse Gewohnheiten, und wird also unglücklich; denn auf böse Handlungen kommen böse Folgen. Coloss. 1, 12. 13. Sir. 7, 1. 2.

83. Vom

83. Vom Rechtthun.

Ein Gespräch.

Lehrer.

Kinder, wenn euch eure neuen Kleidungsstücke die Dienste thun, die ihr von ihnen erwartet, nämlich wenn sie euch nicht drücken, und Sicherheit gegen Verletzung und Kälte verstatten; so sprecht ihr: sie sind uns gerecht; der Meister hat sie recht und gut gemacht. Wenn euch hungert, und ihr bekommt Speise, oder ihr dürstet, und euch wird zu trinken gereicht: so dünkt euch, das sey zur rechten Zeit geschehen. Wenn dem, der euch und euren Aeltern schaden wollte, von der Obrigkeit Einhalt geschieht: so sagt ihr: ihm sey sein Recht wiederfahren ꝛc. Was wird also nun wohl Rechtthun überhaupt heißen?

Fritz. Es so machen, wie es seyn muß.

Lehrer. Warum sagst du: seyn muß?

Fritz. Weil, wenn es anders wäre, Schaden entstünde.

Lehrer. Gut. Aber woher erfährt man wohl am sichersten, was in den wichtigsten Dingen recht ist?

Fritz. Aus den Geboten Gottes, durch Jesum Christum und seine Apostel.

Lehrer. Steht denn alles, was in jedem Falle recht ist, mit ausdrücklichen Worten in diesen Lehren Christi und seiner Apostel?

Fritz. Doch das Wichtigste, und woraus man das Uebrige folgern kann, was recht ist.

Lehrer.

Lehrer. Was gehört also zuerst dazu, ehe man recht thun kann?

Fritz. Man muß wissen, was recht ist.

Lehrer. Wenn man das nun weiß?

Fritz. Dann muß man es auch thun.

Lehrer. Wie lernt man das?

Fritz. Wenn man oft daran denkt, was Rechtthun für Vortheil, und Unrechtthun für Schaden bringt.

Lehrer. Wie kommt man denn dahin, daß man stets recht thun kann, wenn man schon überhaupt dazu den Willen hat?

Fritz. Man muß vorsichtig seyn; in jedem Falle, ehe man etwas thut, bedenken, ob es auch recht ist, und oft zu Gott um Weisheit und Gnade beten.

Lehrer. Aber was man nun in der Schule davon etwa gelernt hat, wird das nicht in der Folge, oder mit der Zeit wieder vergessen werden?

Fritz. Wenn man hernach oft wieder an das denkt, was man von Gottes Willen, und von allem, was gut oder recht ist, gelernt hat, oder es wiederholt: so vergißt man's nicht so leicht, sondern lernt durch Nachdenken immer mehr dazu. Eben darum gehen die Erwachsenen in die Kirche.

Lehrer. Ist's genug, nur zuweilen recht zu thun?

Fritz. Nein; sondern man muß in beständiger Uebung bleiben.

Lehrer. Du hast gut geantwortet, mein Sohn! Aber was wird denn das nun auch für eine gute Folge haben, wenn du dir lange viel Mühe gegeben hast, recht zu thun?

Fritz. Daß ich endlich gerecht werde, und selbst es wissen kann, daß ich's bin.

Lehrer. Und was bringt dieses für Nutzen?

Fritz. Das steht in dem schönen Spruch: Predigt von den Gerechten, sie sollen es gut haben: denn sie werden die Früchte ihrer Werke essen.

Lehrer. Früchte essen, was heißt das hier:

Fritz. So wie ein Gärtner sich der Früchte zu erfreuen hat, wenn er gute Bäume zieht, oder der Ackermann seiner guten Ackerarbeit, bey der Aernte: so soll es derjenige auch gut haben, der da trachtet, recht zu thun, und Gutes zu stiften.

Lehrer. Was heißt das Wort: ein Gerechter?

Fritz. Ein Gerechter heißt ein Mensch, der sich gewöhnt hat, recht zu thun.

Lehrer. Und was bedeutet das Uebrige, was der Spruch noch enthält?

Fritz. Gott wäre solchen Menschen gnädig, sie hätten ein ruhiges Gewissen, und sie dürften sich weder im Leben, noch im Tode fürchten.

Lehrer. Aber kann man denn auch mit aller ehrlich angewandten Mühe, ganz, völlig gerecht werden? Ich denke, alles, was der Mensch thut, wäre unvollkommen.

Fritz. Ganz vollkommen wird freylich Niemand; aber doch immer einer vollkmmener, als der andere. Gott weiß es allein, wie weit es ein jeder Mensch im Guten bringen kann, und wie treu er die Gelegenheiten zum Gutwerden benutzt hat.

Lehrer. Worauf will Gott dabey am meisten sehen?

Fritz. Ob Aufrichtigkeit und ein herzlicher Wunsch nach Gerechtigkeit da sey.

Lehrer. Ja. Denn dem, der das Gute liebt und das Böse hasset, dem hat Gott durch Christum die Versicherung gegeben, daß ihn, sogar begangene, aber bereute, und forthin unterlassene böse Gewohnheiten oder Sünden, nicht von der Theilnehmung am ewigen glückseligen Leben ausschließen sollen. Besser wird's aber immer der haben, der von Jugend auf sich vor Sünden hütet. Die Zeit, die jener auf's Gutwerden wendet, kann dieser auf's Besserwerden verwenden.

Fritz. Aber, lieber Lehrer, wenn ich doch zuweilen aus Schwachheit oder Irrthum fehle, meinen Fehler nicht entschuldige, und desto vorsichtiger werde: dann herrscht doch in mir die Sünde nicht, und ich bin doch dann kein Lasterhafter?

Lehrer. Nein: sondern Laster und Sünden begeht nur der, der das Böse dennoch thut, wenn er gleich weiß und denkt, daß es wider Gottes Gebot ist.

Fritz. Woran kann ich aber wissen, ob ich aufrichtig bin, oder den Wunsch habe, gerecht zu werden?

Lehrer. Wenn ich mir bewußt bin, daß ich allezeit gern wissen möchte, was recht ist, damit ich's thun, und Gott gefallen könne. Jer. 7, 5. 5. Matth. 5, 6. 1 Joh. 3, 7.

84. Selbstprüfung.

Ein Gespräch.

Der Schüler.

Was heißt denn das recht eigentlich, lieber Lehrer, sich selbst prüfen?

Der

Der Lehrer. Sage mir erst, ob du wissen kannst, was Recht und Unrecht ist?

Schüler: Ja, das kann ich wissen. Denn ich weiß, was Gott geboten und verboten hat, und ich kann dieses, und die Befehle der Obrigkeit hören, lesen und merken.

Lehrer. Wenn du also das weißst, so hast du ein Gewissen; oder in dir ist ein Bewußtseyn dessen, was Recht und Unrecht ist. Was hilft dir aber dieses Gewissen?

Schüler. Daß ich mich vor unrechten Handlungen hüten kann.

Lehrer. Wie würdest du dich wohl vor unrechten Handlungen am besten hüten können?

Schüler. Wenn ich mir keine bösen Gedanken und Vorsätze erlaubte.

Lehrer. Wer sich nun selbst prüfen, oder über seinen Seelenzustand zu richtiger Erkenntniß kommen wollte, wäre es da genug, wenn er nur sich fragte: Was habe ich heute Böses gethan? Oder müßte er sich nicht auch billig fragen; Was hab' ich heute für Gedanken, Absichten und Vorsätze gehabt? Waren sie auf's Gute oder auf's Böse gerichtet? Woran dacht' ich am liebsten, zumal wenn ich allein war? Und hab' ich auch böse Gedanken und Vorsätze in mir unterdrückt?

Schüler. Gewiß, das letzte ist nöthig.

Lehrer. Warum das?

Schüler: Oft kann ich einen bösen Vorsatz nicht ausführen, weil ich gehindert werde. Er wird dann zwar nicht zur Handlung; aber dadurch wird doch meine Gesinnung nicht besser.

Lehrer. Nun, kannst du mir sagen, was das heißt, sich selbst prüfen?

 Schü-

Schüler. Sich nicht allein fragen: Wie waren heute deine Handlungen? sondern auch: Wie waren deine Gedanken, Absichten und Vorsätze beschaffen?

Lehrer. Warum ist das erste nicht genug?

Schüler. Weil ich mich dann gar leicht selbst betrügen und für besser halten könnte, als ich bin.

Lehrer. Sollten denn aber die Gedanken und Vorsätze so gar wichtig seyn?

Schüler. Ja wohl: denn die Ursache aller bösen Handlungen sind böse Gedanken, Absichten und Vorsätze. Wer also von der Folge dieser bösen Gedanken, Absichten und Vorsätze, nämlich von bösen Handlungen, frey zu bleiben wünscht, der muß ihre Ursache, nämlich die bösen Gedanken, wegschaffen. Das steht auch in dem Verschen, das Sie mich einmal gelehrt haben:

„Sind deine Sinnen und Gedanken
„Von bösen Flecken rein;
„So werden's deine Handlungen
„Auch ohne Zweifel seyn!"

Lehrer. Wie schafft man aber böse Gedanken am besten weg?

Schüler. Wenn man viel Gutes von Gott zu wissen sich bemüht, und, weil man Gott als seinen Herrn, Beschützer und Wohlthäter liebt, sich gewöhnt, täglich oft zu Gott zu beten.

Lehrer. Ist dazu allemal ein Gebetbuch, oder ein auswendig gelerntes Gebet unumgänglich nöthig?

Schüler. Nein, lieber Lehrer. Darf ich doch meinem leiblichen Vater meine Noth mit meinen eigenen Worten klagen!

Lehrer. Ja wohl. Und Gott hat dein Gebet nicht nöthig, um zu erfahren, was dir fehlt: sondern

du

du hast das Gebet nöthig, um dich durch das Andenken an Gott zu trösten, und zu bessern. Aber wäre nicht auch noch ein leibliches Hülfsmittel wider die bösen Gedanken da?

Schüler. Ja, lieber Lehrer. Wenn ich den Müßiggang fliehe, den Umgang lüderlicher Menschen meide; dagegen aber nützliche Arbeiten fleißig thue.

Lehrer. Du hast gut geantwortet, mein Sohn, und zu allem diesen Guten ist die oftmalige Nachfrage wie man gesinnt ist, oder die Selbstprüfung behülflich. Aber sage mir nun: Ist das zur Selbstprüfung allein genug, daß wir uns fragen: ob wir böse Gesinnungen und Handlungen vermieden haben?

Schüler. Nein, man muß auch fragen, ob man das Gute gethan habe.

Lehrer. Du hast recht geantwortet. Daran denken die meisten Menschen bey ihrer Selbstprüfung nicht. Sie halten sich dann schon für gut, wenn sie das Böse meiden, ob sie gleich das Gute nicht thun. Ist das also z. B. nicht genug, wenn du nicht stiehlst und nicht zu stehlen verlangst, nicht verläumdest und auch Niemand zu verläumden begehrst?

Schüler. Ich muß auch den Diebstahl zu verhindern suchen, und den Unschuldigen vertheidigen, sonst unterlasse ich das Gute.

Lehrer. Um aber bey dieser Prüfung dich nicht selbst zu hintergehen, mußt du recht begierig seyn zu lernen, was Recht und Unrecht sey, und warum das eine recht, und das andre unrecht ist. Dann aber mußt du auch gegen dich selbst aufrichtig seyn, und deine Fehler nicht verkleinern oder entschuldigen; denn nur durch eine solche Prüfung wird der Mensch

besser, und gelangt durch die Besserung zur wahren Glückseligkeit:

Wer alles weiß, und doch verborgen
Und unbekannt sich selbst noch bleibt:
Wie will der für sein Bestes sorgen?
Was ist, das den zur Beßrung treibt?
Wer sich nicht selbst recht kennen lernt,
Bleibt von der Weisheit weit entfernt!

85. Vierzig Denkreime.

Herr Gutmann war ein gar eifriger Schullehrer, der seinen Kindern lauter nützliche Sachen beyzubringen suchte. Seine Schreibeschüler mußten daher auch lauter nützliche Sachen schreiben; Briefe, Quittungen, Hausrechnungen, Accorde, Schuldscheine u. s. w. *) Ehe die Kinder aber solche Dinge schreiben konnten, machte er ihnen Vorschriften mit allerley Denkreimen, die sie auswendig lernten und im ganzen Leben nicht vergaßen. Einige von diesen nützlichen Lehren waren folgende:

1. Ganz Gottes Willen thun, ist Menschen zwar zu schwer;
Und doch, o Mensch, du sollst vollkommen seyn, wie Er!

2. Erkenne, suche, lieb' und ehre
Was gut und schön ist, und vermehre

Nach

*) Proben von solchen Briefen und Aufsätzen stehen in dem Schreibeschüler, der bey dem Verleger des Kinderfreunds um 8 kr. zu haben ist. Für Stadtschulen dienen die Briefmuster, die Herr Claß in Heilbronn verlegt hat. (45 kr.)

Nach Möglichkeit, mit weiser Wahl,
Des Guten und des Schönen Zahl —
Das ist die ganze Sittenlehre!

3. Unbemerkt durch's Leben schleichen,
Keinen Herzensforscher scheu'n,
Mit den Menschen sich vergleichen,
Mit sich selbst zufrieden seyn,
Hilft das höchste Glück erreichen.

4. Nicht mehr zu klagen, rath' ich dir,
Unglücklicher, auf Erden;
Denn Unglück ist ein Glück, wenn wir
Durch Unglück besser werden.

5. Leiden währt nicht immer —
Ungeduld macht's schlimmer.

6. Gewinne, wenn du kannst, durch Liebe deinen Feind;
Er wird, beschämt, vielleicht einmal dein wahrer Freund.

7. Aus fremden Fehlern kannst du großen Vortheil ziehen.
Statt, daß du tadeln willst, such lieber sie zu fliehen.

8. Rühme gern, was rühmlich scheint;
Tadeln macht dir keinen Freund.

9. Was du zu tadeln pflegst, das thue selber nicht,
Damit dein Tadel nicht dir selbst das Urtheil spricht.

10. Hat einer dir gedient: so zeig es vielen an;
Nicht aber was du selbst an andern Guts gethan.

11. Laß Argwohn, willst du nicht in stetem Kummer schweben:
Denn Furcht und Argwohn sind ein steter Tod im Leben.

12. Lieb' alle Menschen, sey nicht Eines Menschen Feind!
Den, welcher Tugend übt, den bitte: sey mein Freund!

13. Wer eines Menschen Freude stört,
Der Mensch ist keiner Freude werth.

14. Was du nicht willst, daß man dir thu,
Das füg auch nicht dem Nächsten zu.

15. Nie freut ein guter Mensch sich bey des andern Leiden;
Er weint bey andrer Schmerz, ist froh bey ändrer Freuden.

16. Sollt' auch dein Lehrer dich aus Zorn und Unmuth schlagen;
So leide Vaterzorn, den kann ein Kind wohl tragen.

17. Die Welt gehört uns Menschen nicht allein,
Auch Thiere sollen darauf leben,
Und sich der Güte Gottes freu'n,
Der ihnen Speis und Trank gegeben.

18. Auch

18. Auch ein Thier empfindet Schmerz;
Quäl' es nicht, o menschlich Herz!

19. Gieb Acht, daß nie dein Herz den weisen Spruch vergesse:
Man isset, daß man lebt, und lebt nicht, daß man esse.

20. Denkst du dein Alter hoch zu bringen:
So halte Maaß in allen Dingen.
In Essen, Trinken, Freud und Leid,
In Arbeit und in Schlafenszeit.
Mußt auch in die Natur nicht stürmen,
Als wäre sie von Stahl und Stein.
Durch kluge Mittel sie beschirmen
Ist deine Pflicht, das merke fein!

21. Du kletterst gern — Bedenk, was sind gerade Glieder!
Man bricht sie gar zu leicht, und heilt sie oft nicht wieder.

22. Es sey dir nichts so sehr als Eigensinn verhaßt;
Durch ihn wird man sich selbst und andern auch zu Last.

23. Ein Mensch, der Gott verläßt, erniedrigt sein Geschicke;
Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glücke!

24. Seyd voll Vertraulichkeit, ihr Schwestern und ihr Brüder!
Die Eintracht baut das Haus, und Zwietracht reißt es nieder.

25. Wir wollen, Pilgrime! auf Erden
Der kurzen Wallfahrt uns erfreun;
In unsrer Jugend weise seyn,
Um auch des Altrrs froh zu werden.

25: Der ist hoch beglückt zu allen Zeiten,
Der mit seinem Stand zufrieden ist,
Unschuld ehret, und der Erde Leiden
Um der Freuden willen gern vergißt.

27. Lieb und Dankbarkeit gefällt;
Undank haßt die ganze Welt.

28. Durch das Loben macht man immer
Gute besser, Böse schlimmer;
Kluge weiser, Narren dümmer.

29. Die Wahrheit rede stets, und wag es nie, zu lügen;
Du kannst die Menschen zwar, doch niemals Gott betrügen.

30. Du sollst nicht naschen oder stehlen,
Und, was du findest, nicht verhehlen.

31. Wer böse Thaten hindern kann
Und thut es nicht, ist Schuld daran.

32. Verschmäh den Armen nicht, er sey auch noch so klein;
Er ist ein Mensch, wie du; braucht er noch mehr zu seyn?

33. Laß

33. Laß nie den Müßiggang dir deine Zeit verzehren:
Der Faule kommt nicht fort; der Fleiß'ge kommt
zu Ehren.

34. Hast du Arbeit: frisch daran!
Fleiß und Kunst liebt jedermann.

35. Lernet Ordnung, liebet sie!
Ordnung spart euch manche Müh!

36. Gieb auf dich Acht und flieh des groben Pöbels
Sitten;
Wer denkt und spricht, wie der, ist nirgends wohl
gelitten.

37. Befleißige dich stets in allen deinen Mienen
Der Wohlanständigkeit; man schließt auf's Herz von
ihnen.

38. Ein laut Gelächter kann dich leicht verächtlich
machen.
Ein Weiser lächelt nur, indem die Narren lachen.

39. Bedenke, was du sprichst und schweige sittsam still,
Sobald ein Aeltrer und Klügrer reden will.

40. Wer nicht thut nach guten Lehren,
Diesem nützt nicht, sie zu hören.

86. Das Examen.

Hans bat einst seinen Nachbar Wilhelm zum Essen, und nach Tische wollte Hans seinem Gaste von der Fähig-

Fähigkeit und Erkenntniß seines ältesten Sohns, Klaus, eine Probe geben. „Komm her, Klaus," rief der Vater, „sage geschwind auf, was du gelernt hast!" Der Sohn schlich unwillig heran; und nun plapperte er zuerst ein langes Lied, drauf ein Hauptstück aus dem Katechismus, dann das Vater unser, und endlich einen schweren Psalm, aber ohne alles Gefühl des Inhalts, in dem widrigsten Tone, so schnell daher, daß, weil er die Unterscheidungszeichen nicht beobachtete, der Athem ihm oft stehen blieb, und man deutlich sahe, daß er sich keines Gedankens dabey bewußt war. „Seht ihr, Gevatter Wilhelm," sprach Hans, als Klaus nun endlich schwieg, „wie unsre Kinder „hier gut lernen! So viel konnt' ich lange nicht, als „ich wie Klaus war!" Wilhelm, der wohl wußte, daß derjenige, der so etwas — gut lernen — heißt, und dergleichen Unterricht zu loben fähig ist, fast unverbesserlich sey, schwieg betrübt still, und dankte bloß in seinem Herzen Gott, daß seine Kinder einen bessern Unterricht erhielten. Als er nun gar nichts sprach, da wurde Hans empfindlich, und fragte ihn, warum er denn das Kind auch ganz und gar nicht lobte? „Lieber Gevatter Hans," entwortete Wilhelm, „wir „würden ja doch nicht eins werden, wenn ich euch auch „alles das sagte, was mir jetzt auf dem Herzen liegt. „Ueberdem ist es schon spät, und wenn man von wichtigen Sachen einmal anfängt zu reden, so muß man „auch Zeit haben, mit solchem Gespräche fertig werden „zu können. Ein andermal will ich euch über diese „Sache meine Gedanken wohl sagen. Jetzt wünsch' ich „euch eine gute Nacht."

Wer nur viel Worte, aber ihren Sinn nicht weiß, der ist vielleicht schlimmer daran, als der ganz Unwissen-

wissende; — denn jener kann in den thörichten Stolz verfallen, sich schon für unterwiesen, und bloßen Wortkram überhaupt für hinlängliche Erkenntniß zu halten. —

Wie klug war Wilhelm, daß er hier schwieg! Er hätte mit jeder Aeußerung der Wahrheit, in diesen Umständen, offenbar geschadet. Sir. 33, 4.

87. Von Gottes Segen.

Wie verstehst du den Spruch: Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe?

Karl. Ich denke: Wenn Gott einem Menschen was Gutes giebt, so ist kein Verdruß dabey.

Lehrer. Ja; das Wort, Mühe, wird oft in der Schrift für Sorgen und Verdruß genommen. Aber ob es gar keine Arbeit, keine Schweißtropfen, überhaupt gar keine Bemühung dabey giebt, wenn Gott Jemand segnet?

Karl. Ja; denn das alles kann dabey seyn, ohne daß es darum ein Verdruß ist. Ohne Arbeit würde uns das Gute, das uns Gott giebt, nur halb angenehm seyn.

Lehrer. Warum?

Karl. Weil man sich über alles, was einem Mühe gekostet hat, doppelt freut, wenn's geräth. Die Bäumchen, die ich selbst gepflanzt habe, machen mir immer weit mehr Vergnügen, als andere; und mich dünkt, wenn sie einmal tragen, werden mir die Früchte zehnfach gut schmecken.

Lehrer. Aber die Arbeit wird einem doch recht sauer?

Karl.

Karl. Nicht eben immer, wenn man daran gewöhnt ist; und Langeweile ist ja noch beschwerlicher.

Lehrer. Richtig. Nur dann ist einem die Arbeit verdrießlich, wenn Gott kein Gedeihen dazu giebt; oder wenn man sich faul gewöhnt hat: oder nicht auf Gott vertraut, und also nicht gutes Muths ist. Uebrigens ist uns die Arbeit sehr nöthig; denn Müßiggang lehrt viel Böses.

Karl. Auch glaub' ich, wir würden ohne Arbeit gar nicht gesund bleiben.

Lehrer. Ja wohl! und an und für sich ist es schon ein Segen Gottes, wenn man gesund ist und arbeiten kann. Auch meine Lehrarbeit an dir hat Gott nicht ohne Segen lassen, dessen freu' ich mich! Gott! segne dich und mich ferner! Vergiß aber auch du nicht, wenn du größer wirst, wie derjenige Mensch gesinnt seyn müsse, von dem es Ps. 1, 3. heißt: Was er macht, das geräth wohl.

Karl. Es steht gleich vorher im 1sten und 2ten Verse dieses Psalms: Er hat große Lust an Gottes Gesetzen ꝛc. Spr. 10, 22. Ps. 1, 1.2.3.

88. Die beliebten Alten.

Als Wilhelm alt wurde, da übergab er dem Geschicktesten unter seinen Söhnen, mit Genehmigung der Obrigkeit, seinen Hof. Er hatte für sich und seine Frau ein hinlängliches Auskommen bedungen, welches ihnen seine Kinder auch gerne gönnten und gaben, weil sie erkannten, daß sie doch alles Gute, was sie genossen, der guten Erziehung und dem Fleiße ihrer Aeltern zu verdanken hätten, die selbst noch im Alter ihren Kindern nicht zum Schaden lebten. Denn sie

giengen

giengen ihnen freywillig bey Erziehung der Kinder, oder in ihrer Wirthschaft, so viel sie konnten, an die Hand, und halfen ihnen wenigstens, als sie schwach wurden, das Ihrige im Hause treulich behüten. Ein solches liebreiches Betragen brachte nun den Kindern in der That mehr Vortheil, als die Abgabe an die Aeltern werth wär; denn sie konnten, auch abwesend, sich so gewiß auf ihre alten erfahrnen Aeltern, als auf sich selbst verlassen. Dagegen aber bezeigten die jungen Leute sich denn auch allemal herzlich dankbar, und es war eine Freude zu sehen, wie einträchtig und friedlich es in diesem Hause zugieng.

Wie oft fehlt es in diesem Stücke bey Alten und bey Jungen! Sir. 3, 1—18.

89. Erkenntnißprüfung über allgemeine Religionswahrheiten.

Der Lehrer.

Hast du wohl schon die Uhr auf unserm Thurme gesehn, lieber Karl?

Der Schüler. O ja, lieber Lehrer.

Lehrer. Weißt du auch, daß diese Uhr bloß durch's Ohngefähr so geworden ist.

Schüler. Sie wollen mich wohl nur auf die Probe stellen? So was Ordentliches kann nicht von ohngefähr werden.

Lehrer. Was heißt du denn ordentlich?

Schüler. Ich meyne, daß alles so in einander paßt, alle Räder greifen in einander; alle Zacken sind abgezählt und abgemessen; alles steht am rechten Orte, und das ganze Werk mißt richtig die Stunden auf dem Zeiger, und zieht zur rechten Zeit am Glockenhammer.

Lehrer.

Lehrer. Und wer hätte denn die Ordnung in die Uhr hinein gebracht?

Schüler. Wer anders, als der Uhrmacher?

Lehrer. Richtig. Der mußte also bey allem seine Absicht haben, warum er es so und nicht anders machte. Woher wissen wir aber, daß Gott, oder ein höchst verständiges Wesen, die ganze Welt gemacht hat?

Schüler. Ebenfalls daher, daß alles so ordentlich ist, so weit wir denken können.

Lehrer. Was scheint dir denn z. B., so ordentlich zu seyn?

Schüler. Das kann ich nun eben nicht alles sagen.

Lehrer. Alles verlang' ich auch nicht zu wissen. Nur etliche Exempel möcht, ich hören.

Schüler. Wie auf der Uhr die Stunden richtig und ordentlich zu Ende laufen, und wieder forne anfangen: so wechseln auch in der Natur Tag und Nacht und die vier Jahrszeiten. Die Sonne hält ihre Ordnung, und der Mond und die Sterne haben ihre Regel.

Lehrer. Führe noch mehr Beyspiele an.

Schüler. Die Nahrungsmittel für Menschen und Vieh sind alle gut eingetheilt und eingerichtet; und den Thieren ist die Kunst angeboren, ihre Nahrung zu suchen, sich Lager oder Nester zu verschaffen. Die Bäume, Sträucher und Pflanzen sind auch so ordentlich eingerichtet, daß sie sich so wunderbar fortpflanzen, zur rechten Zeit blühen, Früchte tragen, oder doch Blätter bekommen u. s. w.

Lehrer. Du nennst lauter Dinge ausser dir, und vergissest dich selbst.

Schüler. Ja wohl! Auch am Menschen ist alles so ordentlich, und kein Glied ist ohne Absicht da. Und der

der Mensch kann so viel lernen und denken und machen. —

Lehrer. Du hast gut geantwortet. Aus dem allen sieht man also, daß ein gar ausserordentlich verständiges Wesen das alles müsse hervorgebracht und so eingerichtet haben. Der, welcher das alles so eingerichtet hat, muß aber auch recht auf die Glückseligkeit der lebendigen Geschöpfe und besonders der Menschen, bedacht gewesen seyn.

Schüler. Ja wohl, darum hat er auch alles so schön gemacht und zu unserm Nutzen eingerichtet.

Lehrer. Und uns den Verstand gegeben, daß wir uns vor Schaden hüten, uns aus dem Unglücke retten, oder doch in demselben trösten und uns so manches Glück verschaffen können. Welche von den lebenden Geschöpfen sind denn wohl aber des größten Glücks fähig?

Schüler. Die Menschen.

Lehrer. Warum eben die Menschen?

Schüler. Weil diese nicht nur das Gute empfinden und genießen, sondern auch darüber nachdenken können.

Lehrer. Die Freuden, die der Mensch genießen kann, sind auch viel abwechselnder und mannichfaltiger. Denke nur, wie vielerley die Menschen machen und wie sie sich daran ergötzen können! Das größte Glück für den Menschen ist aber, daß er denken kann, daß ein Gott ist, der für ihn sorgt; daß er den Willen Gottes kennen lernen und sich darnach richten kann; daß er von einem Leben nach dem Tode des Körpers unterrichtet ist, und sich damit trösten darf.

Schüler. Ich höre aber auch recht gern von Gott, und von seinen Werken und von seinem Willen reden.

Lehrer. Wenn du so gern davon hörst: so will ich noch etliche Fragen an dich thun. Was gehörte denn dazu, um alles in der Welt so vortrefflich einzurichten?

Schüler. Die höchste Weisheit und die höchste Macht, oder Allweisheit und Allmacht.

Lehrer. Wenn Menschen etwas machen und es noch so klug anfangen: lassen sie es denn immer beym Alten, und dauert auch, was sie machen, immer fort, ohne daß man es wieder ausbessert oder neu herstellt?

Schüler. Was die Menschen machen, vergeht alles wieder, und zum Theil sehr bald, und immer bringen sie die Sachen besser zu Stand.

Lehrer. Warum machen sie's denn aber nicht gleich anfänglich so gut als möglich?

Schüler. Weil sie's nicht so übersehen können, und erst durch die Erfahrung klüger werden.

Lehrer. Und so wird's fortgehen, bis ans Ende der Welt. Ist denn Gott aber auch so veränderlich?

Schüler. Nein, Er ist unveränderlich?

Lehrer. Warum denn?

Schüler. Weil er allweise und allwissend ist, auch also schon im Voraus sieht, wie's am allerbesten ist.

Lehrer. Ich dächte aber doch, hie und da könnte etwas besser gemacht seyn?

Schüler. Da könnten wir so verbessern, wie jener Mann, der gern gesehen hätte, daß die Kürbisse an Eichbäumen wüchsen.

Lehrer. Das war sehr gut geantwortet, lieber Karl. Kannst du denn noch die Erzählung auswendig?

Schüler. O ja! ich habe sie ja aufgeschrieben und was ich aufschreibe, das merk' ich viel leichter, als was ich nur höre oder lese.

Lehrer.

Lehrer. Wohlan! Kannst du die schöne Erzählung noch hersagen?

Schüler. Ja! Ein Vater gieng mit seinem Sohne im Garten spazieren und erzählte ihm:

Sohn, mit Weisheit und Verstand
Ordnete des Schöpfers Hand
Alle Dinge. Sieh umher!
Keines steht von ohngefähr,
Wo es steht. Das Firmament,
Wo die große Sonne brennt,
Und der kleinste Sonnenstaub,
Deines Athems leichter Raub,
Trat auf Gottes mächtig Wort,
Jegliches an seinen Ort.
Alles ist in seiner Welt
Ganz vollkommen; dennoch hält
Mancher Thor es nicht dafür,
Meistert wohl gar Gott in ihr.
So ein Thor war jener Mann,
Den ich dir nicht nennen kann,
Der, als er an schwachen Ranken
Einen Kürbis hangen sah,
(Groß und schwer, wie deiner da,
Den du selbst gezogen hast,)
Den verwegenen Gedanken
Hegete: Nein, solche Last
Hätt' ich an so schwaches Reis
Wahrlich doch nicht aufgehangen!
Mancher Kürbis, gelb und weiß,
Hätte wahrlich bessern Raum
An dem hohen Eichenbaum,
Und daran müßt' er mir prangen.

Also denkend geht er fort,
Und gelanget an den Ort
Einer Eiche — lagert sich
Längelang in ihren Schatten,
Und schläft ein. . . . .
Die Winde hatten
Manche Woche nicht geweht;
Aber als er schläft, entsteht
In der Eiche hohem Wipfel
Ein Gelispel. Starke Weste
Schüttelten die vollen Aeste,
Und es stürzt von dem Bewegen
Prasselnd ein geschwinder Regen
Reifer Eicheln von dem Gipfel!
Viele liegen auf dem Grase;
Aber Eine fällt gerade
Unserm Tadler auf die Nase.
Plötzlich springt er auf und sieht,
Daß sie blutet. „Dieser Schade
„Geht noch an —" denkt er, und flieht,
Und bereuet auf der Flucht
Den Gedanken, welcher wollte,
Daß der Eichbaum eine Frucht
Gleich dem Kürbis tragen sollte.
„Traf ein Kürbis mein Gesicht,"
Spricht er, „nein, so lebt' ich nicht!
„O wie dumm hab ich gedacht!
„Gott hat alles wohl gemacht!!"

90. Beytrag zur Erkenntniß Jesu.

Ein Lied.

Der du aus deines Vaters Thron
Auf Erden kamst, o Gottes Sohn!

Uns

Uns lehrtest, littest, starbest,
Und Seligkeit erwarbest!

Wie lob ich dich, wie dank ich dir,
Herr Jesu würdig? Hilf du mir
Dein Lob, vor allen Dingen,
Mit Herz und That besingen!

Dein Mitleid, und nicht Würdigkeit
Der Menschen, machte dich bereit,
So viel und große Plagen
Geduldig zu ertragen.

Du wurdest wunderbar uns gleich;
Und Engel meldeten dein Reich,
Ein Reich voll Fried und Freude,
Den Hirten auf der Weide.

Das war das Zeichen dieser Zeit:
Der Heiland kam in Niedrigkeit,
Der Armen und Elenden
Unwissenheit zu enden.

Zum Lehrer hatt' ihn Gott bestellt
Für alle Menschen in der Welt;
Doch wollten seine Lehren
Die Herrn des Volks nicht hören.

Der Armen Menge hieng ihm an.
Und die, die er so lieb gewann
Und als Apostel sandte,
Nahm er aus niederm Stande.

Weit über Menschenwürden hob
Er sie empor. Noch blüht ihr Lob.
Wie wir Gott recht verehren,
Ließ er durch sie uns lehren.

„Ehrt Gott im Geist, sprach er, und wißt,
„Daß seine Freude Wohlthun ist;

„Liebt, Menschen, ihn, als Vater,
„Und eures Heils Berather.

„Vertrauet ihm, er sorgt für euch;
„Gehorcht ihm gern, und müßt ihr gleich
„So manches hier noch leiden,
„Einst kehrt er's doch in Freuden.

„Voll Langmuth nimmt auch seine Huld
„Den Sünder auf, wenn er die Schuld
„Bereut, und nun belehret
„Zum Vater wiederkehret.

„Liebt euch als Brüder insgesammt,
„Weil ihr von Einem Vater stammt;
„Verzeiht gern; übt Erbarmen
„An Leidenden und Armen.

„Nicht Gab' und Opfer fordert Gott;
„Wer's nicht aufrichtig meynt, treibt Spott,
„Wie viel und theure Gaben
„Er mag geopfert haben.

„Gott sieht aufs Herz. Arm oder Reich,
„Groß oder klein, das gilt ihm gleich;
„Ihm können nur gefallen,
„Die seine Wege wallen.

Nah ist Gott überall, nie fern:
„Er höret Dank und Bitten gern.
„Wer bittet, der empfähet,
„Wenn er, wie's recht ist, flehet.

„Was jeder Mensch für eine Saat,
„Gut oder schlecht, gesäet hat,
„So wird die Frucht gerathen:
„Der Lohn ist wie die Thaten.

„Wer, gut zu seyn, sich nicht bewirbt,
„Der wird einst, wenn er auch so stirbt,

„In seines Richters Augen,
„Zur Seligkeit nicht taugen.

„Schon hier wird der getreue Knecht,
„Der andern nützt' und diente recht,
„Belohnt durch gut Gewissen,
„Durch Trost in Kümmernissen.

„Einst soll's ihm ewig wohlergehn,
„Wenn alle Todten auferstehn,
„Gott wird ihm mehr vertrauen,
„Ein ewig's Glück ihm bauen.

„Wer's fühlt, wie schwer die Sünde drückt,
„Sie gern verließ und tief gebückt
„Nach wahrem Troste schmachtet
„Und sich zu bessern trachtet:

„Für den ist alle Schuld gebüßt.
„Das Wort von Jesu trostvoll ist
„Dem, der's von Herzen gläubet,
„Treu im Gehorsam bleibet."

Das lehrte Jesus, unser Herr,
Auf's deutlichste, und kräftiger
Als jemals Lehrer thaten,
Um unserm Heil zu rathen.

So wie er lehrte, lebt' er auch,
Entfernt von falscher Lehrer Brauch,
Stets eifrig, Gottes Willen
Rechtschaffen zu erfüllen!

Voll Menschenliebe war sein Herz;
Mitleidig, bey Bedrängter Schmerz;
Geschäftig, Seligkeiten
Und Einsicht auszubreiten.

Und doch verfolgten Haß und Neid
Ihn hämisch: Seine Lebenszeit
Verstrich ihm, unter Plagen,
In mühevollen Tagen.

Der Feinde Bosheit ruhte nicht,
Zog ihn gewaltsam vor's Gericht,
Gab vor, daß Jesu Lehre
Falsch, Gotteslåst'rung wäre.

Man stellt' erkaufte Zeugen dar;
Man schmähte, höhnt' und schlug ihn gar —
Der Richter Wuth entflammet,
Und Jesus wird verdammet.

Die schmerzenvollste Todesart
Ein Lohn des Menschenfreundes ward —
Es litte der Gerechte
Den Tod der bösen Knechte.

Geheftet an des Kreuzes Stamm
Hieng er geduldig, wie ein Lamm;
Schalt die nicht, die ihn plagten,
Und sein zu spotten wagten.

Als nun das Maaß der Leidenszeit
Erfüllt war: hat Barmherzigkeit
Er noch im Tod erzeiget,
Und drauf sein Haupt geneiget.

Von Jesus Freunden einer, bat
Um seinen Leib; und dieser hat
Ihn, wie man dort es pfleget,
In's Felsengrab geleget.

Am dritten Tag stand Jesus auf —
Viel sahn ihn lebend — fuhr hinauf

Zur höchstverdienten Ehre.
Deß jauchzten Engelchöre!

Mit Geistes Gaben rüstet' er
Bald Männer aus, die hin und her
Der Lehre Saamen streuten;
Sich großes Segens freuten.

Durch sie, vom Vater auf den Sohn,
Pflanzt' sich die Lehre fort; es flohn
Des Götzendienstes Schande,
Nun endlich ganze Lande.

So ward auch uns dein göttlich Wort!
So wurdest du auch unser Hort,
Die wir auf Todes Straßen,
Und tief im Dunkeln saßen.

Nun kennen wir, Erlöser! dich;
Und freu'n uns deiner. Findet sich
Gleich Irrthum noch und Sünde,
Wie Schwachheit bey dem Kinde:

So straft's doch deines Wortes Geist.
Es ist noch jetzt, wie's Gott verheißt,
Ein Leitstern dem Gewissen,
Ein Licht in Finsternissen.

Wir lesen es, und hohen Sinn
Der Weisheit finden wir darin.
Viel Trost in Müh und Plagen,
Und Rath in guten Tagen.

Denn durch dieß Wort von Jesus Christ
Wirkt Gott, (deß' Wille mächtig ist,
Des Schwachen Muth zu stärken,)
Zu allen guten Werken.

Dazu hat Jesus uns erkauft.
Wir sind auf diese Pflicht getauft,
Den Sünden abzusterben,
Die Seel und Leib verderben.

Sind wir nun, Herr, dein Eigenthum:
So sey Gehorsam unser Ruhm!
Uns fliehe Lust zur Sünde,
Des Eiteln Liebe schwinde!

Wo unser Schatz ist, sey das Herz.
Gott lieben wir; und Himmelwärts
Soll unser Sinn sich richten,
Bey Uebung unsrer Pflichten.

Man soll's an unserm Wandel sehn,
Welch Heil durch Jesum ist geschehn.
Wir wollen Alle lieben;
Auch die, die uns betrüben.

So war ja, Herr, dein edler Sinn —
That'st Bösen Gutes. — Auch darin
Bist du ein Vorbild worden,
Für deiner Christen Orden.

Hilf uns, dein friedebringend Reich
Noch mehr verbreiten! daß zugleich
In aller Völker Zungen,
Dir werde Lob gesungen!

Doch Gott weiß ja die rechte Zeit!
Es werden Jesu Herrlichkeit,
Die seine Glieder waren,
Im Himmel ganz erfahren.

91. Der

91. Der Abschied.

Ein Lehrer mußte den Ort einst verlassen, woselbst er lange gelehrt hatte. Da weinten bey seinem Abschiede die Kleinen und die Großen. Die Kinder sagten: „Ach! unser guter Lehrer verläßt uns, wer „wird uns nun lehren?“ Die Großen sprachen: „Wenn wir wenigstens doch noch Zeit gehabt hätten, „ihm Freude genug zu machen! Wenn er uns doch „als Dienstboten, Eheleute, Aeltern und Hauswirthe gesehen hätte, und wie wir, durch Gehorsam gegen seine guten Lehren, dann glücklich lebten!“ Der Lehrer selbst war ganz bewegt; aber er faßte sich, und redete bey seinem Abschiede diese merkwürdigen Worte:

„Lieben Freunde, Große und Kleine! Ich danke „euch allen, daß ihr mich gerne gehört habt. Euer „Gehorsam, weil ich bey euch war, und die Liebe, „die ihr mir stets bewieset, versichern mich dessen. „Aber es ist euch nützlich, daß ich euch verlasse. „Als ich bey euch war, da dachtet ihr nicht genug „selbst. Ihr verließt euch darauf, ich würde schon „für euch mitdenken. Und ihr sahet überhaupt „mehr auf den Lehrer, als auf die Lehre. Nun ich „euch aber verlasse, nun müßt ihr selbst denken „und überlegen; dieses aber hilft euch am allermeisten. Denn ob ich euch gleich jetzt verlasse, so „bleibt doch meine Lehre bey euch! und diese wird „euch noch nützlicher werden, als meine persönliche „Gegenwart, wenn ihr sie durch öfteres Nachdenken „und Wiederholen recht zu verstehen und anzuwenden sucht.“ Joh. 16, 7.

92. Morgenlied einer frommen Magd.

Im Feld, im Haus, im Bett, im Stall,
Da, soll ich fromm seyn überall:
So will es Gott, der diese Nacht
Mich schützte, daß ich bin erwacht.

Das Vieh schreyt mich um Futter an —
Ich will es pflegen, wie ich kann.
Für Lohn und Nahrung, sollt ich nicht
Auch treu beweisen meine Pflicht?

Kein Schaden soll durch mich geschehn.
Man soll mich niemals müßig sehn.
Mehrt sich durch mich der Herrschaft Gut,
So lohnt mir's Gott, wenn sie's nicht thut.

Da, lieben Thiere, freßt euch satt!
Wohl dem, der Vieh zu warten hat!
Wie mancher hat nicht Vieh, nicht Brod,
Und leidet sonst noch große Noth!

Mir fehlet nichts. Ich bin gesund.
Drum preis' ich Gott mit Herz und Mund!
Thu ich das Meine gern und treu:
So leb' und sterb' ich sorgenfrey.

93. Morgenlied des frommen Knechts.

Da zieh ich wiederum in's Feld,
Gesund an Gliedern, stark an Kräften,
Und lobe Gott, der mich erhält,
Und ruft zu nützlichen Geschäften.

Mein

Mein Brodherr sieht mich jetzo nicht,
Doch sieht mich Gott, der einst wird fragen:
Wie jeder seines Amtes Pflicht
Erfüllt in seinen Lebenstagen.

Das Vieh ist meiner Hand vertraut,
Ich will es nicht unnöthig quälen.
Es fühlet Schmerz; und der's gebaut,
Wird seine stummen Klagen zählen.

Zu Schaden dingt man keinen Knecht;
Vielmehr des Nutzens viel zu bringen.
Wie nütz' ich nun, wie mach' ich's recht?
O möchte mir's doch wohl gelingen!

Mit Gott fang' ich die Arbeit an,
Hilf Gott, daß ich sie auch vollende!
Wer seine Pflicht hat treu gethan,
Den schrecket nicht des Lebens Ende.

94. Lied des frommen Säemanns.

Den Saamen kann ich streuen,
Wer aber giebt Gedeihen?
Wer, als mein Gott, nur du!
Soll er in Halme schießen,
So muß ihn Gott begießen,
Da reichet Menschenkraft nicht zu.

Zu deinen Himmelshöhen
Erhebt sich, Gott, mein Flehen!
Mit Segen sieh herab
Auf Ackerwerk und Weide!
Füll unser Herz mit Freude,
Das deinem Schutz es übergab!

Be-

Beglückt mit Aerntesegen;
(Weil Wärme, Wind und Regen
Du schenktest gnädiglich)
Will ich mich nun des Armen,
Der nichts gewann, erbarmen:
So segnest du einst wieder mich.

95. Lied des frommen Tagelöhners.

(Aus den Versuchen mit Gott zu reden.)

Du aller Menschen Gott und Herr!
Anbeten will ich, und Dich loben;
Du bist mein Gott nicht weniger,
Als aller, die Du hoch erhoben.

Nicht alle konnten Reiche seyn —
Verschiedenheit erhält das Ganze.
Verschieden ist der Sterne Schein;
Verschieden Erde, Baum und Pflanze.

Mich setztest Du in einen Stand,
Den Müh und Arbeit stets begleiten.
Ich habe nichts, als diese Hand,
Mein täglich Brod mir zu bereiten.

Doch ferne sey die Schuld von mir,
Gerechter! über Dich zu klagen!
Auch diesen Muth hab ich von Dir,
Der stark ist, mein Geschick zu tragen.

Du knüpftest Glück an meinen Fleiß.
Was könntest Du mir bessers geben?
Gesundheit ist der Mühe Preiß:
Geschäftigkeit verlängt das Leben.

Der Hunger kennt des Essens Lust;
Der sanfte Schlaf ist für den Müden;

Dieß

Dieß alles, Trägen unbewußt,
Dieß alles hast Du mir beschieden.

Der Erde Güter sind ja Dein.
Wie Du sie theilst, wer kann's verstehen?
Nie soll mein Auge neidisch seyn,
Nach andrer Glück hinauf zu sehen!

Auch bitt' ich Dich um Reichthum nicht,
Nicht um Erlösung vom Geschäfte.
Gieb nur zur Uebung meiner Pflicht,
Mir ferner Muth und ferner Kräfte.

Mein Lohn ist klein, bald aufgezehrt:
Doch soll mir nicht vor Hunger grauen!
Der Sperling lebt, von Dir genährt:
Und ich? ich sollte Dir nicht trauen?

Und wenn, nach frommer Jugend Fleiß,
Mich Kraft und Sinnen einst verlassen,
Wirst Du, mein Gott! den schwachen Greis
Im Alter doch nicht darben lassen.

Drum will ich stets mit Redlichkeit
Mein Tagewerk getreu verwalten,
Und die von mir versäumte Zeit
Gewissenhaft für Diebstahl halten!

Wenn mir der Tag zur Arbeit winkt,
Soll mein Gebet ihm schon begegnen,
Und wenn die Abendsonne sinkt,
Herr, deine Vatergüte segnen!

Wir herrlich ist doch die Natur!
Schön meines lieben Gottes Werke!
Mein Geist erhebt sich, wenn ich nur
Den kleinsten Theil davon bemerke.

Im Himmel werd' ich mehr verstehn;
Da werden Engel mich belehren;
Da wird mein Auge Wunder sehn;
Da werd' ich Jubellieder hören!

Oft gönnet Gott mir schon den Blick
In dieses Land der wahren Freuden —
Wie wunderbar wirst Du das Glück
Der armen Tugend dort entscheiden!

So nah' ich mich mit Heiterkeit
Dem Ende meiner sauren Tage.
Vollkommen ist die Ruhezeit
Nach überstandner Müh und Plage.

B S B
MÜNCHEN

ner.

B S B
MÜNCHEN

B S B
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rochow, Friedrich Eberhard von, 1734-1805 / Rochow, Friedrich Eberhard <<
von>>, / Schlez, Johann Ferdinand,

Der Kinderfreund ein Lesebuch zum Gebrauche in Landschulen ; zwey Theile

Bd.: 2

Nürnberg 1812

Paed.pr. 4460 f-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10762023-9
(null)